Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 17. April 1932.

Engagement nach Hollywood.

Von Wilhelm Lichtenberg.

James Barrymoore, Generaldirektor der Vista-Film-AG. in Hollywood, hielt einen vierwöchigen Kuraufenthalt in Karlsbad. Tagsüber ein bißchen Kur, abends sehr viel Unterhaltung, das war die richtige Mischung, die ihm zusagte.

Es war am zehnten Tage seines Karlsbader Aufenthaltes, als er, ziemlich spät nachts, in sein Appartement bei „Pupp" zurückkehrte. Er ging, in ausgezeichneter Stimmung den allerneuesten Schlager vor sich hinpfeifend, durch das geräumige Vorzimmer und wollte, ehe er in sein Schlafzimmer abbog, noch einen Blick in den Salon werfen, um die auch zu nächtlicher Stunde reichlich einlaufenden Kabels kurz durchzusehen.

Im Salon knipste er das Licht an und wollte sich an den Schreibtisch begeben. Da sah er, daß sich der Vorhang des Fensters bewegte. Erschrocken hielt er inne und nahm auch schon einen großen Schatten hinter dem Vorhang wahr. Im nächsten Augenblick aber trat ein liebenswürdig lächelnder junger Mann hervor, er trug Frack und hatte eine Gardenie im Knopfloch. Das einzig Unliebenswürdige an ihm war eigentlich der Revolver, den er in festem Anschlag und geradewegs auf Mister Barrymoore gerichtet hielt.

Der Filmgewaltige stand einen Augenblick wie erstarrt, dann faßte er sich aber und wollte schreien. „Mörder, Einbrecher!" wollte er natürlich schreien. Was denn sonst? Über die erste Silbe kam er allerdings nicht hinaus. Denn der junge, charmante Mensch im Frack faßte seinen Revolver noch fester und sagte mit einer betörenden Stimme: „Kein Wort, Mister Barrymoore! Der Revolver ist scharf geladen."

Mister Barrymoore schwieg also. Allerdings nur eine Weile. Schließlich mußte er etwas reden; denn es geht nicht an, daß der Lauf eines Revolvers beredter ist, als zwei Menschen, die sich spät nachts in einem Hotelzimmer treffen. „Sie sind also ein Einbrecher?" fragte er dann mit mühsamer Beherrschung.

„Vielleicht," antwortete der Mann mit dem Revolver im Anschlag. „Aber fürchten Sie nichts. Ich bin hier in Karlsbad quasi zum Vergnügen — so weit unsereiner überhaupt ausspannen kann — und habe nicht die Absicht, hier beruflich tätig zu sein."

Mister Barrymoore schien etwas beruhigter. Nach einem tiefen Atemzug fragte er, noch immer unbeweglich an seinen Platz gebannt: „Darf ich also wissen, warum Sie sich so spät nachts in mein Zimmer bemüht haben, wenn Sie die Absicht hatten, sich in Karlsbad ein wenig von Ihrem anstrengenden Beruf zu erholen?"

„Selbstverständlich will ich Ihnen einen Erklärung geben, wenn Sie die Güte haben, mir Platz anzubieten."

„Bitte", wies der Amerikaner auf einen Stuhl am Kamin. Der Fremde setzte sich, wobei er den Revolver immer sehr liebenswürdig auf Barrymoore gerichtet hielt, und meinte nach einer Pause: „Setzen Sie sich doch auch, Mister Barrymoore."

Der Filmmensch schlich zaghaft an einen Stuhl heran. Als er saß, bat er: „Wollen Sie den Revolver nicht verbergen?"

„Nicht nötig," meinte der andere. „Er stört mich absolut nicht beim Sprechen."

„Also?" fragte Barrymoore nach einer kleinen Pause.

„Also: Es ist leider eine kleine Vorgeschichte nötig. Ich bin sonst ein Mann des medias res, wie Sie sich denken können."

„Ja, das sehe ich," blinzelte der Amerikaner den Revolver an.

„Ich habe mich hier in Karlsbad in eine kleine Schauspielerin des Kurtheaters verliebt."

Der Amerikaner lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. „Und deshalb dringen Sie bei mir nächtlich ein und setzen mir einen Revolver an die Brust?"

„Es steht jedenfalls in einem gewissen Zusammenhang damit. Mir gefiel also die Kleine außerordentlich. Ich sandte ihr Blumen, Bonbons, Schmuckstücke. Aber es nützte nichts. Sie ignorierte mich und meine Geschenke. Scheinbar legt sie auf solche Äußerlichkeiten keinen Wert. Es gibt solche Frauen. Man nennt sie „tugendhaft", aber in Wirklichkeit haben sie andere Interessen, die man als Fernstehender nicht kennt. Ein Mann wie ich aber muß Psychologe sein. Ich sagte mir also: wenn sie Schmuck nicht interessiert, dann geht sie wahrscheinlich ganz in ihrer Kunst auf. Sie kennt nur ein Ziel, Karriere zu machen. Und deshalb verfiel ich auf die Idee, mich ihr als der Filmgewaltige James Barrymoore aus Hollywood vorzustellen."

„Sie haben sich unter meinem Namen vorgestellt?" protestierte der Amerikaner, so gut es der auf ihn gerichtete Revolverlauf zuließ.

„Ja. Ich trete sonst nicht gern als Filmmensch auf, denn es drückt das Niveau, in diesem Falle aber blieb mir keine andere Wahl. Und die Idee war ausgezeichnet, wie sich bald herausstellte. Fräulein Kolb, so heißt meine Angebetete, begann sich für mich zu interessieren. Wir verbrachten reizende Abende miteinander und die Abende wären noch reizender geworden, wenn ich mich früher entschlossen hätte, Ihnen, Mister Barrymoore, diesen kleinen Besuch abzustatten."

„Sie wollen nachträglich meine Zustimmung zu Ihrer Hochstapelei haben?"

„Sie sollen nicht „Hochstapelei" sagen, Mister Barrymoore. Vergessen Sie nicht, daß ich in meinem Leben schon der Kronprinz von Belgien, der Gouverneur der Bank von England und der Vizekönig von Indien war. Ich kam mir also geradezu deklassiert vor, als ich plötzlich als einfacher Filmcäsar aus Hollywood auftreten mußte. Aber der Zweck heiligt bekanntlich die Mittel. Sie irren auch, wenn Sie glauben, daß ich hier bin, um nachträglich Ihre Zustimmung dafür einzuholen, daß ich ein paar Tage lang Sie war. Ich meine nur, die Abende hätten sich viel reizvoller gestaltet, wenn ich imstande gewesen wäre, Fräulein Kolb einen Filmvertrag zur Vista-Film-AG. in Hollywood zu geben."

Barrymoore lächelte: „Das hätten Sie doch jedenfalls tun können."

„Gewiß. Aber es stiegen mir doch gewisse Zweifel auf, ob Sie den Vertrag nachher anerkannt hätten."

„Ihre Zweifel waren sehr berechtigt."

„Sehen Sie. Und deshalb habe ich es vorgezogen, hier bei Ihnen zu erscheinen, um Sie zu bitten, selbst der Dame den Vertrag mit ihrer Unterschrift zu geben." Der Fremde ließ den Revolver wie unabsichtlich spielen. Barrymoore wollte sich erheben: „Ich denke nicht daran! Ich gebe doch keiner Schauspielerin einen Vertrag, die ich nicht kenne."

„Bleiben Sie sitzen, Mister Barrymoore," hob der nächtliche Besuch schnell den Revolver. Der Filmmann aus Hollywood fiel blitzschnell auf seinen Platz zurück. „Also," fuhr der der andere fort, „ich habe das reizende Fräulein Kolb jetzt zu Ihnen bestellt, das heißt eigentlich zu mir, um den Vertrag mit 5000 Dollar Wochengage in Empfang zu nehmen. Sie wird gleich erscheinen."

„Sie sind aber sehr freigebig!"

„Oh ja. Mein Prinzip ist es, meine Schauspieler ausgezeichnet zu bezahlen, um ausgezeichnete Leistungen zu erzielen. Wenn also Fräulein Kolb erscheint, machen wir es so: Ich stelle Sie als meinen Sekretär vor und Sie sind dann so liebenswürdig, den Vertrag mit Ihrem Namen zu unterzeichnen. Einverstanden?"

Hier packte den Filmmagnaten der Mut der Verzweiflung. Ungeachtet des drohenden Revolvers, sprang er auf und stürzte zum Telephon, um Alarm in die Muschel zu rufen. Der Fremde aber lachte sehr herzlich: „Bemühen Sie sich doch nicht, Mister Barrymoore. Wenn ich nämlich in ein Zimmer trete, zerschneide ich gewohnheitsmäßig zuerst die Telephonleitung. Telephonisch werden Sie also unsere charmante Abendunterhaltung nicht beenden können. Sollten Sie allerdings weitere Versuche machen, mir nächtliche Ungelegenheiten zu bereiten, so wird Ihnen mein Revolver, der sehr an mir hängt und es nicht zuläßt, daß mir etwas geschieht, die entsprechende Antwort erteilen."

In diesem Augenblick klopfte es schüchtern an die Tür. Der Fremde erhob sich und stellte sachlich fest: „Das ist sie. ich stecke den Revolver jetzt ein, weil die Kleine, wie ich weiß, ein sehr zart besaitetes Gemüt ist. Ich möchte Sie aber nur aufmerksam machen, daß ich auch durch meine Tasche ausgezeichnet ziele. Und ich fürchte, daß Sie in Ihrer majestätischen Erscheinung ein nicht zu verfehlendes Ziel sind." Dann wandte er sich zur Tür und rief: „Bitte!"

Die Tür öffnete sich und Fräulein Kolb trat, etwas verschüchtert und befangen, ein. Der Fremde begrüßte sie mit herzlichem Handkuß. „Es ist schön von Ihnen, daß Sie gekommen sind. Und jetzt sollen Sie auch Ihren Vertrag haben. Hier stelle ich Ihnen meinen Sekretär, Mister Drymann, vor."

Die Schauspielerin ging auf den vermeintlichen Sekretär zu und streckte ihm herzhaft die Hand entgegen. Barrymoore zögerte, sie zu ergreifen, aber der Fremde bekam plötzlich eine so merkwürdig gebauschte Hosentasche, daß er rasch einschlug. Der andere nickte zufrieden und fragte: „Nun, Dryman, wie finden Sie unseren neuen Star?"

„Ich . . . finde sie . . . entzückend . . .!" würgte Barrymoore. Trotzdem war ihm deutlich anzuhören, daß sein Entzücken nicht allein auf den schußbereiten Revolver zurückzuführen war.

„Das freut mich. Setzen Sie sich also an den Schreibtisch und füllen Sie den Vertrag aus."

Barrymoore wollte widersprechen; aber der andere meinte streng: „Mister Dryman, mischen Sie sich nicht in meine Angelegenheiten und tun Sie, was ich Ihnen sage!"

Das wirkte. Barrymoore begab sich mit verstörtem Gesicht zum Schreibtisch, kramte ein Vertragsformular der Vista-Film-AG. hervor, zückte seinen Füllfederhalter und begann zu schreiben. Nur einmal sah er, bleich im Gesicht, auf und fragte mit angehaltenem Atem: „Welche Gage sagten Sie?"

„5000 in der Woche", meinte der Fremde mit dem selbstverständlichsten Gesicht der Welt.

„5000 in der Woche," wiederholte der Amerikaner zähneknirschend. Dann war er fertig und reichte seinem Gast den Vertrag hinüber: „Bitte, zu unterschreiben, Mister Barrymoore."

Der andere setzte plötzlich eine gelangweilte Miene auf. „Ach, lieber Dryman, Sie wissen doch, daß ich niemals selbst Verträge unterschreibe. Das tun Sie doch immer für mich. Setzen Sie ruhig meinen Namen hin. Das genügt schon."

Barrymoore wollte endlich auch eine Idee haben und setzte die Feder an, um den Namen „Dryman" zu schreiben. Aber der andere guckte ihm über die Schulter und faßte seinen Arm. „Aber nicht doch! Meinen Namen sollen Sie unter den Vertrag setzen, nicht den Ihren. Schreiben Sie ruhig: James Barrymoore." Und nach einer Pause, während der Amerikaner noch zögerte, drängte er ungehalten: „Also, wird's? Wird's? Sie werden täglich unmöglicher, mein lieber Dryman."

Endlich stand der Name James Barrymoore unter dem Vertrag. Der Fremde nahm ihn entgegen, las ihn aufmerksam durch und überreichte ihn dann der Schauspielerin, die jetzt, da Freude und Glück ihre Wangen röteten und ihren Augen Glanz gaben, noch schöner aussah, als sonst. „Und wenn Sie gestatten, liebes, verehrtes Fräulein, begleite ich Sie jetzt hinunter und wir trinken noch einen Cocktail in irgend einer Bar. Einverstanden?"

„Oh, gern . . ." sagte die Kleine rasch und blickte den „Filmgewaltigen" dankbar an.

Der nächtliche Besuch nahm Hut und Mantel, kleidete sich in aller Ruhe an und empfahl sich dann seinem unfreiwilligen Gastgeber: „Gute Nacht, lieber Dryman. Sie können ruhig zu Bett gehen. Ich werde Sie heute nicht mehr brauchen."

Barrymoore, jetzt endlich allein, stand noch immer unter der Wirkung des Revolvers und wagte noch keinen Schritt auf den Korridor. Erst nach ungefähr fünf Minuten, nachdem der Hochstapler das Hotel schon längst verlassen haben mußte, stürzte er hinaus und eilte zum anderen Ende des Korridors, wo sein Sekretär, Mister Jeff Dryman, wohnte. Er wollte an der Tür rütteln, um ihn wachzukriegen, aber der Sekretär schien noch nicht zu schlafen, denn er öffnete überraschend schnell.

Hallo! Mister Dryman!" sagte Barrymoore überrascht, indem er ins Zimmer trat. „Sie liegen noch wach?"

„Ja, Herr Generaldirektor. Ich konnte nicht einschlafen und las eingereichte Filmmanuskripte. Besonders eines hat mich sehr interessiert. Es ist zwar ein bißchen unwahrscheinlich, aber unerhört spannend. Hören Sie, Herr Generaldirektor. Zum Direktor einer Filmfirma dringt eines Nachts ein Einbrecher mit vorgehaltenem Revolver ein. Der Einbrecher gesteht, daß er ein junges Mädchen liebe, das nicht zu erobern sei und sich ihr deshalb als . . ."

„. . . als Filmgewaltiger aus Hollywood vorgestellt habe," setzte Barrymoore fort.

„Stimmt, Herr Generaldirektor. Kennen Sie das Manuskript?"

„Ja . . . Das heißt nein . . . Aber eigentlich . . . Nein, so etwas!" Barrymoore schlug sich gegen die Stirn. Und dann begann er schallend zu lachen. So schallend, daß der Sekretär an seinem Verstand zu zweifeln begann.

„Hat der Autor Namen und Adresse angegeben?" frug der Generaldirektor.

„Ja. Im Begleitbrief. Er befindet sich augenblicklich in Karlsbad."

„Schön. Dann bringen Sie mir den Menschen morgen früh ganz zeitig. Den Film erwerbe ich. Denn die Wirkung kenne ich bereits. Gute Nacht, Dryman. Sie können sich jetzt zu Bett begeben. Ich werde Sie heute nicht mehr brauchen." Damit verließ Barrymoore das Zimmer seines Sekretärs. Dryman dachte noch kopfschüttelnd: „Sonderbar! Was Barrymoore eben gesagt hat, kommt wörtlich im Filmmanuskript vor . . ."

Am nächsten Morgen, ganz zeitig, wie es Barrymoore gewünscht hatte, erschien der Sekretär und brachte den Autor des Filmmanuskriptes, Herrn Teddy Laubenheim, mit. Als sich Dryman wieder entfernt hatte, meinte Barrymoore gut gelaunt: „Ich habe Sie kommen lassen, um Ihnen für Ihren nächtlichen Besuch zu danken. Sie haben sich jedenfalls eine ganz eigenartige Methode zurechtgelegt, um Ihre Manuskripte anzubringen. Ich erwerbe Ihren Film. Honorar 20 000 Dollar. Einverstanden?"

„Einverstanden."

„Aber hören Sie, der Vertrag mit dieser Person ist selbstverständlich null und nichtig, nicht wahr?"

„Ausgeschlossen, Mister Barrymoore. Ich bin glücklich, meine Frau endlich beim Film untergebracht zu haben. Der Vertrag bleibt bestehen. Wenn Sie allerdings noch über die Reduktion der Bezüge unterhandeln wollen, bitte, ich bin bereit."

Barrymoore blickte verdutzt auf. Dann schüttelte er lächelnd den Kopf und meinte: „Na, schön, darüber reden wir noch . . ."

Die Welt der Frau.

Was soll unsere Tochter werden?

Die sozialen Berufe.

Es ist eine auffallende Tatsache, daß in jedem Jahre eine wachsende Anzahl schulentlassener junger Mädchen den Wunsch hat, sich sozialen Berufen zuzuwenden. Vielleicht entspringt dieses Bestreben der Erkenntnis, daß unter allen Berufszweigen gerade die sozialen der Eigenart der Frau am meisten entsprechen und aus diesem Grunde auch die beste Gewähr für Freude am Beruf und Befriedigung gewähren. Daneben mag auch die Erwägung eine Rolle spielen, daß die Notwendigkeit umfassender Volkswohlfahrt ständig im Wachsen ist. Gerade unsere Zeit, die mehr als je Elend und Hilflosigkeit in weiten Volkskreisen geschaffen hat, fordert auch immer wieder junge Menschen, die sich dem idealsten aller Frauenberufe zuwenden.

Wenn auch nicht behauptet werden kann, daß im Augenblick die Anstellungsaussichten in den pflegerischen und sozialen Berufen besser wären als in anderen, so braucht doch andererseits von der Ausbildung nicht gerade abgeraten zu werden. Wichtig ist, daß sich auf diesen Berufsgebieten für die Frau auch in späterem Alter noch gute Anstellungsmöglichkeiten bieten. Im Anfang der Berufstätigkeit werden junge Mädchen Stellungen als Kindergärtnerin oder Säuglingsschwester annehmen, entweder in Privathäusern oder in einem Heim. Um Wochenpflegerin, Fürsorgerin oder Hortleiterin zu werden, ist es notwendig, bereits bestimmte Examina abgelegt zu haben, es sind Berufe, die sich auf der Ausbildung zur Säuglingspflegerin, Hortnerin usw. aufbauen.

Der Beruf der Kinderpflegerin kommt hauptsächlich für die Volksschülerin in Frage. Die Ausbildung dauert zwei Jahre. Wer das Abschlußzeugnis des Lyzeums oder einer Mittelschule besitzt, kann das Seminar für Kindergärtnerinnen und Hortnerinnen besuchen. Die Ausbildung dauert ebenfalls zwei Jahre und endet mit einem staatlichen Examen. Für den Beruf der Jugendleiterin ist abgeschlossene Lyzealbildung noch immer Vorbedingung.

Es ist seit langem aus maßgebenden Kreisen die Forderung laut geworden, auch der Kindergärtnerin und Hortne-

rin, die nur Mittelschul- oder Volksschulbildung besitzt, Aufstiegsmöglichkeiten und Weiterbildung im Jugendleiterinnen-Seminar zu geben. Ein Ministerialerlaß vom Jahre 1911, der bis heute noch nicht aufgehoben worden ist, hat die Lyzeumsreife für Anwärterinnen des Jugendleiterinnenberufes zur Bedingung gemacht. Diese Forderung dürfte in dem Wunsche wurzeln, auf diese Weise die Garantie für ein höheres Bildungsniveau der Lernenden zu schaffen. Andererseits ist gerade heute, da das Berechtigungswesen schon in krankhafter Weise übersteigert ist, die Forderung natürlich, daß wenigstens auf diesem Gebiete des Frauenschaffens dem wirklichen Können die Wege geebnet werden. Mit ziemlicher Sicherheit werden diejenigen, die kein Lyzeum besuchten, die sich aber für den Beruf einer Jugendleiterin oder zur Heranbildung von Hortnerinnen und Kindergärtnerinnen besonders eignen, in absehbarer Zeit ungehinderte Aufstiegsmöglichkeiten vor sich sehen.

Um Fürsorgerin an städtischen Wohlfahrtsämtern zu werden, ist eine drei- bis vierjährige Ausbildungszeit notwendig, die schon deshalb so lang bemessen ist, damit bei dem Beginn der Berufstätigkeit ein gewisses Mindestalter erreicht ist, das die unerläßliche Reife zur fürsorgerischen Tätigkeit garantiert.

S.

„Wir sind heute doch nur unter uns . . ."

Ein Kapitel zur Schönheit des täglichen Lebens.

Die Klage wird immer häufiger, daß die trostlosen wirtschaftlichen Verhältnisse uns keine Kultur mehr gestatten. Diese Behauptung stimmt leider, wenn auch nur zum Teil. Andererseits aber wird die jetzige Lage vielfach zum Sündenbock gemacht, wo es sich eigentlich nur um ein Sichgehenlassen und eine gewisse Trägheit des Herzens handelt. Unsere Augen sind stumpf geworden durch die täglichen Sorgen. Und gerade das Gegenteil tut uns so not! — Spukt nicht auch heute noch in nicht ganz einwandfreien Romanen die Gestalt der alten, womöglich adligen Dame, die — arm wie eine Kirchenmaus — nach außen hin mit eleganter Kleidung und teuren Einladungen prunkt, während sie für diesen letzten kleinen Rest äußerer Haltung hungert?

Gewiß, das ist übertrieben . . . Aber mehr denn je müssen wir heute darauf achten, daß alles so gepflegt und dem guten Geschmack entsprechend ist, wie nur irgend möglich. Das gibt eine Sicherheit und Ausgeglichenheit, die nicht hoch genug gewertet werden kann. —

Dieser Ausspruch: „Wir sind heute doch nur unter uns!" ist grundfalsch und scheint der Hausfrau und ihrer Familie die Berechtigung zu geben zu einer saloppen Haltung und Lebensführung, die sich in einem Lockern der Zügel an sich selbst eines Tages auswirkt.

Nein, gerade umgekehrt ist es richtig! Unsere Allernächsten — die Familie — sollten unsere geehrtesten und geschätztesten Gäste sein. Haben Sie keine Angst, das kostet nicht so viel, wie sie denken. Mit ein bißchen gutem Willen, Überlegung und Geschicklichkeit ist das schon zu erreichen. Meistens ist es doch so, daß die Hausfrau eine Einrichtung für alle Tage hat und die „guten" Sachen in den Schränken ruhen. Ja, wozu denn dieses Aufspeichern? Für die Gäste? Ja, leider! Und für das Alter? Doch wohl kaum. „Nachgerückt" muß immer werden im Haushalt, daran läßt sich nun einmal nichts ändern. Aber oft wird ein billiges neues Service oder nicht sehr schöne einfache Tischwäsche gekauft; denn es ist „ja nur für uns . . ." Während die wirklich schönen Sachen, die Auge und Gemüt der Familie erfreuen könnten, wohlverwahrt in den Spinden verborgen ohne Zweck oder zum mindesten für eine sehr illusorische Möglichkeit von großen Einladungen und Festen ihr Dasein vertrauern.

Damit ist beileibe nicht gesagt, daß die „Alltagesachen" nicht restlos ausgenutzt werden sollen. Aber ein allzusehr gestopftes Tischtuch kann durch ein kleines Spitzendeckchen einen festlichen Anstrich erhalten. Ein zusammengeschrumpftes Service kann Verwendung als Teegedeck für zwei finden; man soll es nicht lieblos für beispielsweise vier Personen mit anderem Geschirr zusammentun, mit dem es sich wegen der Form und Farbe absolut nicht vertragen kann. Ein buntes Kaffeegeschirr wirkt mit einer einfachen weißen Kanne hundertmal schöner, als mit einer Kanne, deren Zacken von einem zwar ruhmvollen, aber langen Dienst zeugen. Und so ist es mit allem, was die Wohnung angeht: Ein buntes Kissen aus einfachster Waschseide ist vergnüglicher anzusehen, als das eleganteste, ixmal geflickte. —

Die Hausfrau stellt eine falsche Rechnung auf, wenn sie den Wert der in den Schränken wohlverwahrten „guten" Sachen — die nebenbei bemerkt, auch manchmal unmodern werden — zu hoch einschätzt und darüber den ideellen und sogar auch finanziellen Sinn der Schönheit im täglichen Leben vergißt. Ja — auch finanziellen! Denn ganz abgesehen davon, daß eine gepflegt servierte Mahlzeit, eine geschmückte und nicht abgerissene Wohnung zum Zuhausebleiben verlocken, arbeiten der Gatte und auch die Hausfrau selbst in einem schönen Raum besser und beschwingter, als in einem Zimmer, in dem eine mißfarbene verwaschene Decke über den Tisch gelegt ist oder wo in dem Lampenschirm sich Risse bemerkbar machen. „Ja, aber in den seltensten Fällen hat doch der Mann seine Berufsbeschäftigung zu Hause!" Schon richtig! Aber glauben sie nicht, daß der Lebensschwung und die Energie eines Mannes, der eine gepflegte geschmackvolle Wohnung sein eigen nennt, der sich auf ein Mittag- oder Abendessen an einem Tisch mit schöner Wäsche, ein paar Blumen und einem nicht zusammengewürfelten Geschirr freut, nicht größer sind und daß bei ihm die Arbeit nicht besser „fleckt", als wenn er bei seiner Heimkehr ein äußerlich liebloses Heim vorfindet?

„My home is my castle" sagt der Engländer: „Mein Heim ist mein Schloß." Der Deutsche würde sagen: „Mein Haus ist meine Heimat." Und so sollte es auch sein, ein Buenretiro nach des Tages Mühen und Arbeit, den Kindern später einmal eine Erinnerung an etwas Schönes, Geordnetes, die Sinne Erfreuendes, mit einem Wort — an Kultur. Die Kinder, die eines Tages — und zwar wie bald! — erwachsen sein werden, und denen die heutige Zeit zur Erinnerung wird, mahnen uns, wie schnell die Stunden verfliegen und daß sie niemals wiederkehren. Soweit es in unserer Macht liegt, sollte jede Etappe unseres Lebens, jedes Jahr und jeder Tag, ja jede Stunde so sein, daß wir sie uns mit Genuß ins Gedächtnis zurückrufen können.

Darum: Seien Sie jeder der Gast des Anderen — erst recht, wenn er kein Fremder, Außenstehender ist, und streichen sie schleunigst diesen schrecklichen Satz: „Wir sind heute doch nur unter uns!" aus ihrem Leben.

A. M. Blume.

Wenn eine Frau gut kocht . . .

„Wo gut gekocht wurde, hat immer ein Mann gekocht . . ."

In irgend einem Buch über die Kochkunst sind diese Worte zu lesen, die gern und gedankenlos nachgesprochen werden. Wir wollen dem Mann gern zugestehen, daß er nahezu alles besser kann, als die Frau. In Künsten und Wissenschaften, in Handel und Gewerbe soll ihm die Führung unbedingt überlassen bleiben.

Aber zwei Gebiete sind es, auf denen er bei strenger Nachprüfung die Leistungen der Frau nicht zu erreichen vermochte: „Kindererziehung und Kochkunst!"

Daß in großen Gaststätten und auf Riesendampfern, wo eine kleine Kompagnie Köche arbeitet, ein Mann an der Spitze stehen muß, bedarf keiner Begründung. Und daß an diesen Stätten verfeinerten und manchmal auch verkrampften Geschmacks der Mann Meisterleistungen hervorbringt, ist selbstverständlich.

Wer aber längere Zeit gezwungen war, diese Kunst am rollenden Band zu genießen, sehnt sich nach dem häuslichen Essen, das von Frauenhand bereitet ist. Und nicht umsonst versuchen viele Speisehäuser ihre Kunden durch ein Schild anzulocken, das die vielversprechende Aufschrift trägt: „Es schmeckt wie bei Muttern!"

Es steht außer Zweifel, daß Kochen eine Kunst ist und eine gewisse Begabung voraussetzt, die vielleicht nicht allzu großzügig vom Geschick verteilt wurde. Es ist auch zu berücksichtigen, daß unsere Zeit die Frauen der Küche vorübergehend entwöhnt hat. Wo aber die Frau mit Liebe und Begabung kocht, wo sie Freude an dieser Kunst hat, die eigentlich nicht erlernt werden kann, sondern angeboren sein muß, da wird selbst das Küchenoberhaupt eines Palasthotels sich zufrieden und zeitweise auch beglückt vom Tisch erheben.

Es kommt noch hinzu, daß die kochbegabten Frauen verschiedene Leibgerichte haben, mit denen sie Glanzleistungen hervorbringen. So verpflichte ich mich zum Beispiel, jedem Kochkünstler Suppen vorzusetzen, von denen er, was immer ein Zeichen der Anerkennung bedeutet, sich das Rezept geben lassen wird. Ich werde ihm dann einen Gulasch vorsetzen, von dem er behaupten wird, daß es sich um eine ungarische Rhapsodie handelt. Durch einfache Zutaten werde ich ihm auch ein junges Huhn auf den Tisch bringen, das er unter dem Namen „Huhn à la Marengo" sicher nicht so zart und so rein im Geschmack aus seiner Riesenküche heraufbefördern wird. Dafür aber geraten mir Kuchen und Backwaren so schlecht, daß ich sie von vornherein gar nicht auf den Tisch bringen würde . . .

Denn wie jede Kunst, ist auch das Kochen einseitig. Liebermann könnte niemals in satten Rubensfarben schwelgen, wobei kleines getrost mit großem verglichen werden kann, denn Kochen ist Kunst!

So aßen wir kürzlich bei der noch ziemlich jungen Frau eines Rechtsanwalts gebackenen Schinken. Das klingt alltäglich und im wahren Sinne des Wortes hausbacken. Ich hätte aber gern den Oberkoch der „Europa" und den Küchenchef des Hotel „Adlon" bei Tisch gesehen!

Dazu gab es einen Salat „Margot", den sie nach sich selbst benannt hat.

Beides ist sehr einfach: Ein Stück Schinken mit Zucker abgerieben, dann mit Scheiben roher Kartoffeln umwickelt, in Milch getaucht und eine halbe Stunde lang gebacken. Braun, schön und unübertrefflich.

Der Salat „Margot": Mayonnaise von zwei Eigelb und zwei gekochten Eiern. Ein Fünftel Schikoree, von dem der Wurzelansatz wegen der Bitterkeit entfernt wird, zwei Stunden wässern, dann schneiden, einige Herzblätter Salat und zuletzt dann einen halben Erdbeerapfel und eine Ananasscheibe in Streifen geschnitten beifügen.

Der Oberkoch wird das als „chef d'oeuvre" bezeichnen und wird rückhaltlos zugeben:

„Wenn eine Frau gut kocht, kocht sie stets besser, als ein Mann."

M. A.

Stiefkinder des Haushaltes.

Fast allgemein hat jede Haushaltführung einige Stiefkinder, das heißt: einige Arbeiten, die ungern, weil selten verrichtet werden. Gegen viele von ihnen, gegen das häufige Teppichklopfen und den allgemeinen Hausputz ist schon oft zu Felde gezogen worden. Sie erfreuen sich keiner Beliebtheit, und daher möchte man sie abschaffen. Die gedankliche Arbeit der Hausfrau brachte es nun fertig, auf eine immer größere Zahl von Stiefkindern zu verzichten und die notwendigen Verrichtungen so zu gestalten, daß ihnen kein Ungemach mehr anhaftet.

Fensterputzen,

eine Arbeit, die nicht gerade zu den angenehmsten gehört, kann wochenlang hinausgeschoben werden, wenn man die Fenster täglich mit Zeitungspapier oder einem faserfreien Tuch von innen und außen abreibt. Dabei werden gleichzeitig die Holzrahmen entstaubt, und die Fenster können niemals „blind" aussehen.

Gestrichene Dielen

bleiben schön und brauchen nicht gewachst zu werden, wenn man sie mit ganz kaltem Wasser aufwischt und nach dem Trocknen mit einem geölten Mob putzt.

Das Linoleum vom Küchentisch,

sonst beim Großreinemachen gewöhnlich abgenommen, bleibt sauber und makellos, wenn es mit kaltem Wasser gewaschen und mit Bohnerwachs eingefettet wird. Verfärbte Stellen sehen durch einen Zusatz von Essig in dem Waschwasser wieder frisch aus.

Schmutzige Goldleisten

an den Bildern vertragen vorzüglich eine Reinigung durch ein Stück Zwiebel, die, in Spiritus getaucht, die Goldleisten völlig neu erstrahlen läßt. Mit einem trockenen Tuch nachgerieben, haben sie alle Flecke und Unschönheiten verloren.

Schmutzige Marktkörbe

brauchen nicht weggeworfen zu werden, sondern sie bekommen ihr appetitliches und sauberes Aussehen nach einem Bad von lauwarmem Salzwasser wieder. Eine Bürste, in die Lösung getaucht, scheuert den Korb von innen und außen, woraufhin er, zum Trocknen gestellt, bald wieder seine ursprüngliche Schönheit angenommen hat.

Die Speisekammer

ist Winter und Sommer das Stiefkind in der Haushaltführung. Bei offenem Fenster stauben die Lebensmittel stark ein, während sie bei geschlossenem leicht einen muffigen Geruch bekommen. Um das viele Reinigen und ständige Besorgtsein um die Speisekammer zu vermeiden, hänge man ein sogenanntes „Fliegenfenster" ein. Es hält den Staub ab und gestattet dennoch die ausreichende Lüftung.

Vorhänge und Gardinen

sind Lieblingskinder der Haushaltführung, solange sie sich im tadellosen Zustand befinden. Vor dem Abnehmen der Wäsche und dem Wiederanmachen hat die Hausfrau meistens ein gelindes Grauen. Da Gardinen und Vorhänge nach Ablauf eines Teiles der Heizperiode schon stark zu wünschen übrig lassen und waschreif geworden sind, ist es notwendig, sie ohne große Mühe und Kosten zu reinigen. Mit einem feinen Besen kehre man sie ab, schüttele sie alsdann vorsichtig und bringe sie wieder in die vorgesehenen Falten. Vorhänge aus Stoff- oder Samtgewebe lassen sich gut durch den Möbel-Staubsauger säubern. — Das sind alles nur kleine Handgriffe, deren Zeitbeanspruchung kaum ins Gewicht fällt. Sie ersparen aber der Hausfrau langwierige und kostspielige Arbeiten. Nur darf man nicht zu lange warten!

L. H.

Frühjahrskleider.

Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt."



Links: Vormittagskleid zweiteilig gearbeitet, aus Johannisbrotfarbenem Wollstoff mit einer gestreiften Jersey-Bluse und der dazu passenden Kappe.

Rechts: Frühjahrskleid aus dunkel und hellgrünem Wollstoff, mit einem abnehmbaren kurzärmligen Bolerojäckchen. Der hellgrüne Wollstoff ist mit feinen schwarzen Linien gemustert.

Der Jugendfreund.

„Das macht nach ADAM RIESE..."



Der Rechenmeister Adam Ries, wie ihn ein alter Holzschnitt zeigt.

Das geflügelte Wort „nach Adam Riese" bewahrt die Erinnerung an den großen Rechenmeister, der zu Dürers und Luthers Zeiten die ersten Rechenbücher herausgegeben hat. Adam Ries (wie man damals schrieb) wurde 1492 in Staffelstein bei Bamberg geboren. Er besuchte vermutlich die Universität Erfurt. 1515 weilte er in der kurz zuvor gegründeten Bergwerksstadt Annaberg im Erzgebirge. Sein erstes Buch führt den Titel: „Rechnung auff der Linihen, gemacht durch Adam Riesen vonn Staffelstegn in massen man es pflegt zu lern in allen rechenschulen, gruntlich begriffen anno 1518." Mit diesem Werk erwarb er sich großen Ruhm, denn nach seiner Methode lernten auch Leute rechnen, die nicht einmal schreiben konnten.

Alte Holzschnitte zeigen den Vorgang dieses Rechnens auf einem Rechentisch, auf dem senkrechte, parallele Linien von waagrechten geschnitten, aufgemalt sind. Solche Rechentische sind noch heute erhalten. Auch die in schieferreichen Thüringen häufig zu die Tischplatten eingelassenen Schiefertafeln dienten vielfach zum Rechnen. Thüringer Bauern haben noch bis gegen 1800 auf solchen Tischen das Rechnen auf der Linie mit Kreide oder Griffel geübt. Außer den Rechentischen waren auch Rechenbretter und Rechenbücher schon im Gebrauch, die man in den Handlungen für Schulartikel bekam.

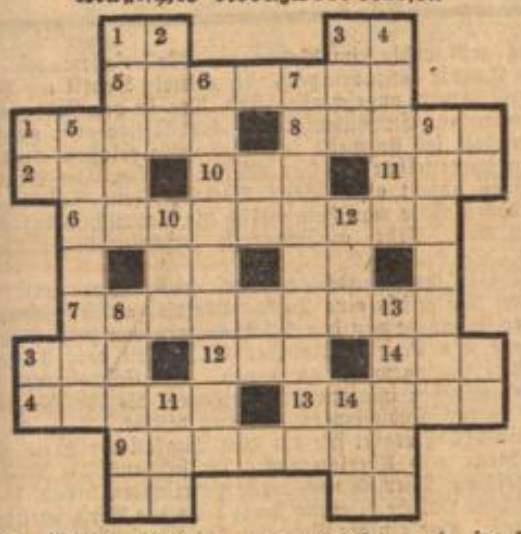


Der letzte aus dem Geschlecht Adam Riese. Geheimrat Riese.

Man sollte meinen, daß Adam Riese mit seiner bedeutenden Leistung auch genügend verdient habe. Aber das stimmt nicht. Zwar erhielt er das Amt eines herzoglichen „Receß schreibers" (Bergwerks-Buchhalters), aber zum Druck seines zweiten Buches fehlte es ihm doch 25 Jahre lang an Geld. Sein drittes Buch wurde gar nicht gedruckt. 1559 ist der bedeutende Mann gestorben. Seine Nachkommen in direkter Linie sind bald nach ihm ausgestorben. In einer Nebenlinie haben die Rieses aber noch bis zum heutigen Tage fortgelebt. Der Letzte seines Stammes, ein kinderloser alter Herr, lebt in Berlin. Die alte Besitzung Adam Rieses, ein kleines Bauerngut, trägt heute noch den Namen „Rieseburg". Aber auch wenn das einmal verschwunden sein wird, sagt man beim Rechnen leichter Aufgaben immer noch: Das macht nach Adam Riese . . .

Rätsel und Spiele.

Magisches Kreuzwort-Rätsel.



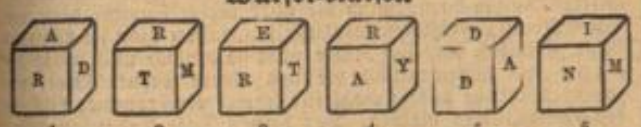
Die Wörter bedeuten waagerecht und senkrecht (ch = ein Buchstabe): 1. Frauenname, 2. Stimmlage, 3. Gestalt aus der nordischen Mythologie (Figur aus „Peer Gynt"), 4. griechisch. Held, 5. geometrische Linie, 6. antike Sprache, 7. kirchliches Fest, 8. Bauernhof, 9. Wissenschaft von der Bewegung. 10. lateinisch drei . . ., 11. schwedische Münze, 12. Hilfszeitwort, 13. Heideblume, 14. Kurzform für eine brasilianische Stadt.

Was sagt Goethe dazu?



Erraten Sie es? Denken Sie einmal an Tasso! Nun?

Würfel-Rätsel.



Jeder Würfel zeigt stets die Hälfte der zu den folgenden Wörtern verlangten Buchstaben. Jedes Wort besteht aus 6 Buchstaben. Der 2., 4. u. 6. Buchstabe sind im Bilde sichtbar. Werden die Buchstaben richtig ergänzt, so haben die 6 Wörter folgende Bedeutung: 1. Fisch, 2. Einsiedler, 3. Sprossentreppe, 4. Stadt im Hessenlande, 5. Knabenname, 6. Lederstreifen. Nach richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben der 6 Wörter eine veraltete Bezeichnung für Damenreitpferd.

Silben-Rätsel.

a — bat — ber — bo — cel — cha — che — cho — de — du — e — e — e — em — fall — ge — gen — gen — gier — hän — i — krem — lo — lu — mä — mat — me — me — ne — nei — neu — pi — po — ra — ral — re — re — rit — rub — se — se — ser — sot — stel — swea — ta — tan — te — te — ter — ti — ti — tou — ue — win — xus.

Diese Silben ergeben 19 Wörter, deren erste und letzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen alten Sinnspruch nennen. (ch = 1 Buchstabe.)

Die Wörter bedeuten:

1. Charaktereigenschaft, 2. biblische Landschaft, 3. Kirchengesang, 4. Baumart, 5. Grobheit, 6. Amtswohnung, 7. Naturerscheinung, 8. überraschender Angriff, 9. Galerie, 10. Holzstoff, 11. Gefährt, 12. Gewinnanteil, 13. Kleidungsstück, 14. Engel, 15. Liegestatt, 16. berühmter Indianer, 17. ein in den Ruhestand Versetzter, 18. Gartenbeet, 19. Apostelbrief.

1. _____
2. _____
3. _____
4. _____
5. _____
6. _____
7. _____
8. _____
9. _____
10. _____
11. _____
12. _____
13. _____
14. _____
15. _____
16. _____
17. _____
18. _____
19. _____

Silben-Kapselrätsel.

Bankeinbruch, Entwicklung, Fingerhut, Postreise, Futteral, Behälter, Odenwald, Anfeindung, Reagenz, Überbringer.

Es ist ein Zitat aus Goethes „Iphigenie" zu suchen, dessen einzelne Silben in obigen Wörtern ohne Rücksicht auf deren Silbentrennung versteckt sind.

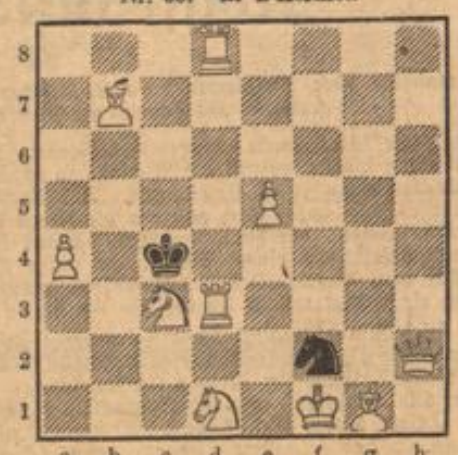
Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzwort-Rätsel: Senkrecht: 1. Norma, 2. Habit, 3. Manon, 4. Martha, 5. Indra, 6. Idaho, 7. Titus, 13. Krone, 14. Egeri, 16. Leber, 17. innen, 18. See, 19. Mus, 23. Mignon, 24. Zampa, 25. Nonne, 26. Tosca, 27. Feind, 28. Arsen, 29. Zille. Waagerecht: 1. Nahum, 5. Idiot, 8. Alaun, 9. Rubin, 10. Draht, 11. Otter, 12. Alten, 15. Alois, 18. Sam, 20. Boheme, 21. Undine, 22. Ems, 24. Zenit, 27. Franz, 30. Orgie, 31. Minus, 32. Insel, 33. Clown, 34. Arena, 35. Dante. — **Änderungen:** Wände, Wunde, Wende, Winde. — **Füll-Rätsel:** 1. Erbitterung, 2. Serpentinen, 3. Thermometer, 4. Federhalter, 5. Niederlande, 6. Fensterkitt, 7. Artillerist, 8. Gendarmerie, 9. Koenigsberg, 10. Grillparzer. — **Silben-Rätsel:** 1. Desdemona, 2. Arsenik, 3. Sittich, 4. Ginster, 5. Otuli, 6. Larve, 7. Deidesheim, 8. Nashorn, 9. Estremadura, 10. Hebin, 11. Ebenholz, 12. Unstrut, 13. Tilly, 14. Wiedertäufer, 15. Elba, 16. Rienzi, 17. Einsiedeln, 18. Sesam, 19. Eiweiß, 20. Riesling, 21. Fernrohr, 22. Artillerie. Das goldene Heut, wer es erfaßt, nur ist des Lebens wert. — **Skat-Aufgabe:** Vh. hat: Kreuz-, Pik-Bube, Pik-10, -König, -9, -8, -7, Herz-Dame, -7, Karo-10. Hh. hat: Kreuz-Dame, Herz-As, -9, -8, Karo-As, -10, -König, -Dame, -9, -8, -7. Vh. spielt Pik-König, Spieler Pik-As und Hh. trumpft mit Kreuz-Dame (— 18). Hh. spielt Karo-Dame, Vh. Karo-10 und Mh. trumpft mit Kreuz-As. Mh. bringt Kreuz-8, Hh. Herz-As und Vh. Kreuz-Bube (— 13). Vh. spielt Pik-10, Spieler muß Pik-Dame bedienen und Hh. schmiert Karo-As (— 24). Dann spielt Vh. Pik-Bube, Mh. Kreuz-7 und Hh. Karo-König (— 6). Die Gegner haben damit 61 Augen

Schach-Spalte.

Bearbeitet von Gustav Mehr.

Nr. 33. R. L'Hermet.



Weiß: Kf1, Dh2, Td3, d8, Sc3, d1, Lb7, g1, Ba4, e5.
Schwarz: Kc4, Sf2.

Matt in 2 Zügen.

Nr. 34. Dr. S. Gold.



Weiß: Kg1, Dh8, Ld4, Sf3, g7, Be3.
Schwarz: Kd5, Tb5, c7, Bc4, d6, f6.

Matt in 2 Zügen.

Die gewöhnlichen Vorstellungen vom sehr hohen Alter des Schachs im Okzident, nach denen das Spiel Karl dem Großen, bekannt gewesen und mit dessen Sachsenzügen ins Innere von Deutschland gebracht worden sei, sind hinfällig, denn sie gründen sich nicht auf Tatsachen, sondern nur auf Behauptungen, die zwar nicht geradezu unmöglich sind, die aber, sobald man nach ihrem Ursprung fragt, keine vor der Kritik bestehende Grundlage haben. In Paris gibt es sogenannte Figuren Karls des Großen, von denen aber nur ein Stück, welches angeblich den König darstellt, nach seinen näheren Umständen das erforderliche Alter haben könnte. Es gebricht für dasselbe indeß an dem Nachweise, daß es mit Karl dem Großen im Zusammenhang stand und überdies war es, nach v. d. Linde's Ausführung wahrscheinlich gar keine Schachfigur. Im Domschatz zu Osnabrück bewahrt man Kristallfiguren von sehr einfacher Form, die karolingischen Ursprungs sein sollen. Ein Beweis hierfür ist nicht vorhanden und man fragt sich deshalb, zumal schwerlich in so früher Zeit Bergkristall in Deutschland verarbeitet wurde, ob man sie nicht mit mehr Recht dem späteren Mittelalter, etwa um 1300 zuweisen oder als aus dem Orient herrührend ansehen muß. Das berühmte Stift Einsiedeln besitzt ein lateinisches, auf Pergament geschriebenes Gedicht, das ausschließlich vom Schach handelt und dessen Züge beschreibt. Es ist sogar dort in zwei Handschriften, einer vollständigen und einer nur die zweite Hälfte wiedergebenden Abschrift vorhanden. Der Text ist in Hagen's Carmina medii Aevi 1879, S. 137 und nebst genauer Uebersetzung in der dänischen Schachzeitung 1877, S. 75, abgedruckt, läßt aber nicht erkennen, in welchem Lande es entstanden sein mag. Sachverständige für alte Schriftzüge, welche die Originale in Einsiedeln sahen oder denen Photographien vorgelegt wurden, weichen stark in der Beurteilung des Alters untereinander ab und schwanken im Ganzen vom IX. bis XII. Jahrhundert, also von der Zeit gegen 900 bis über 1100.

Partie Nr. 18. Gespielt in Moskau 1915.

Weiß: Aljechin, Schwarz N. N.

1. e4—e6, 2. d4—d5, 3. Sc3—Sf6, 4. Lg5—Lb4. Die bekannte, nach Mac Kacheon genannte Variante. 5. e5—h6, 6. e× 6. Die Tchigorinsche Fortsetzung. Gewöhnlich geschieht heute Ld2. 6. . . . h×g5, 7. f×g7—Tg8, 8. h4—g×h4, 9. Dg4. Besser als das sonst übliche Dh5 9. . . . Le7, 10. g3—c5. Aljechin erklärt in seinem Buche „Meine besten Partien" (1908—1923) L/6 für besser. 11. g×h4—c×d4. 12. h5—d×c3, 13. h6—c×b2, 14. Tb1—Da5+, 15. Ke2—D×a2, 16. h7—D×b1, 17 h×g8 D+—Kd7, 18. Df7—D×c2+, 19. Kf3—Sc6, 20. Dg×e6+—Kc7, 21. Df4+—Kb6, 22. De6 e3+ — Lc5, 23. g8 D — b1 D. Nun sind 5 Damen auf dem Brett. Eine solche Stellung ist wohl nur einmal im ernsten Spiel vorgekommen. 24. Th6!! und gewann leicht. Es droht Dd8‡.

Lösungen: Nr. 21. Df5. **Nr. 22.** 1. Lh8, 2. Ke4, 3. Kd4, 19. Kc3, 20 Kc2+, 21. L×b2‡. Angegeben von Ingenieur Schmitt, Karl Kahl, Ludwig Nickel, Wilhelm Biebeler.

Lustige Ecke.



Mißverstanden.

„Na, Anna, Sie haben sich ja in der kurzen Zeit bei mir allerhand angeeignet."

„Aber ich bitte Sie, die paar Handtücher und Servietten sind doch nicht der Rede wert."

Grammatik.

„Kann man denn auch Zahlwörter steigern, Hellmut?"

„Jawohl, Herr Lehrer!"

„So? Dann sag mir doch mal ein Beispiel!"

„Sechs, Sechser, am Sechsten!" (Journal).

Entgegenkommend.

Am Stammtisch: „Sie glauben doch hoffentlich die Geschichte, die ich Ihnen eben erzählt habe!"

„Freilich, Herr Oberförster, freilich — und die nächste auch gleich!" (Vikingen).

Der Ehemann

sagte zu seiner Schwiegermutter: „Ich lasse mich von meiner Frau nur Ihretwegen scheiden!"

Da schlug die Schwiegermutter die Augen nieder und lispelte: „Ach Berthold!" (Muskete).



Keine Empfehlung.

Wirt: „Bei uns wird's Fahna akrat so gut als wie z' Haus gefoalla!"

Gast: „Um Gottes willen, ich bin doch bloß verreist, damit mirs auch einmal ein bißchen gut geht!"

Mündliche Prüfung.

Professor: „Wenn jemand bei einer Explosion in die Luft geschleudert wird, was würden Sie dabei tun?"

Medizinstudent: „Ich würde warten, bis er wieder herunter kommt und ihn dann fragen, was ihm fehlt!" (Judge).

Mehr als genug.

„Hören Sie denn manchmal etwas von dem Gelde, das Sie Ihrem Nachbarn geborgt haben?"

„Na, und ob! Er hat sich einen neuen Lautsprecher dafür gekauft!" (Humorist.)

Die Jungverheiratete.

„Gestern hatte ich Pech! Aus Versehen nahm ich statt Haferflocken ein Paket Seifenflocken und kochte daraus Hafergrütze!"

„Und was sagte Dein Mann dazu?"

„Kaum wieder zu beruhigen war er — er schäumte förmlich!" (Söndagsnisse).

Das Reich der Technik.

Schiffbautechnische Fortschritte.

Von Ingenieur **Ernst Trebesius.**

Dampfmaschine oder Dieselmotor? — Elektrischer Schiffsantrieb — „Tauchende Kreuzer." — Bekämpfung des Schlingerns. — 200 Tonnen am Schiffsladebaum. — Geschweißte Rümpfe und Kessel.

Der scharfe Wettbewerb zwischen den Reedern der schiffahrttreibenden Völker zwingt die Werften zu immer weiterer Vervollkommnung ihrer Erzeugnisse. Im Vordergrunde des Interesses steht dabei nach wie vor die Frage der größten Wirtschaftlichkeit der Hauptmaschine, da von dieser die Gesamtwirtschaftlichkeit eines Schiffes in erster Linie abhängt. Auf dem Gebiete des Schiffsmaschinenbaues liegen denn auch die bedeutsamsten Fortschritte der letzten Zeit.

Der Dieselmotor gelangt zwar in neuerer Zeit in bevorzugter Weise als Hauptmaschine zum Einbau, doch braucht man ob dieser Tatsache den älteren Kraftmaschinen (Kolbenmaschinen und Turbinen) das Sterbeglöcklein durchaus noch nicht zu läuten. Durch Anwendung der Kohlenstaub- bezw. Ölfeuerung, vor allem aber durch Anwendung höherer Dampfspannungen sind diese Kraftmaschinen derart verjüngt worden, daß sie noch lange Zeit einen Platz in der Schiffahrt behaupten werden. Die Verwendung des Bensonkessels bringt eine so große Raumersparnis mit sich, daß zum Beispiel die Maschinenleistung des deutschen Riesendampfers „Europa" von 120 000 PS auf 180 000 PS gesteigert werden könnte, und trotzdem an beanspruchter Grundfläche der Antriebsanlage 25 v. H., an ihrem Gesamtgewicht 30 v. H. und am Ölverbrauch 28 v. H. gespart werden könnten. Auf diese Weise wäre das heutige Ziel des Großschiffbaues, das Viertageschiff für die Reise über den Atlantik, auf eine wirtschaftliche Grundlage gestellt. Da zurzeit in einem deutschen Werk sehr verheißungsvolle Versuche angestellt werden, um die Dampferzeugung statt mittels Kessels in einer Art gedrängt gebauter Maschine zu erzeugen, so wird sich der Raum- und wahrscheinlich auch der Brennstoffbedarf abermals vermindern, und es ist gar nicht ausgeschlossen, daß der Dieselmotor wieder etwas ins Hintertreffen gerät.

Vorläufig befindet er sich, wie gesagt, in schnellerem Vormarsch als die anderen Kraftmaschinen. Zwar werden die größten Fahrgastdampfer noch immer mit Dampfturbinen ausgerüstet, doch ist immerhin schon ein 32 000 Brutto-Register-Tonnen großes Fahrzeug, das italienische Fahrgastschiff „Augustus", mit vier doppelwirkenden Zweitaktmotoren der deutschen Bauart MAN. von je 7000 PS, also 28 000 PS Gesamtleistung, ausgerüstet worden. Die Entwicklung schnellaufender Dieselmotoren sehr leichter Bauart hat dazu geführt, daß man in neuerer Zeit auch größere Kriegsschiffe mit diesem Antrieb ausrüstet. Die deutsche Marine ist darin bahnbrechend vorangeschritten. Das neue deutsche Panzerschiff „Deutschland" (10 000 Tonnen) erhält 8 Motoren mit zusammen 54 000-PS-Leistung eingebaut. Ihr Gewicht beträgt nur 8 Kilogramm je Pferdekraft, während sonst das Gewicht der Schiffsdieselmotoren zwei- bis viermal so groß ist. Da der Rumpf des Panzerschiffes geschweißt worden ist, so konnte die damit erzielte Gewichtsersparnis für die Erhöhung des Kampfwertes ausgenutzt werden.

Auch der elektrische Schiffsantrieb hat in den letzten Jahren beträchtliche Fortschritte gemacht. Die elektrische Kraftübertragung im Schiffsbetriebe hat, ähnlich wie ein Übersetzungsgetriebe, die Aufgabe, die hohe Drehzahl schnellaufender Maschinen auf eine geringere Schraubendrehzahl herabzusetzen. Bei einfachen Zahnradgetrieben ist der Wirkungsgrad der Kraftübertragung etwa 98 v. H., bei doppelten 95 v. H. und bei elektrischem Antrieb etwa 94—95 v. H. Der besondere Vorteil der elektrischen Übertragung besteht darin, daß die Turbo- bezw. Dieseldynamos an beliebiger Stelle im Schiff angeordnet werden können. Es können also lange Wellenleitungen erspart und wertvoller Laderaum gewonnen werden. Der amerikanische Fracht- und Fahrgastdampfer „President Hoover" und sein Schwesterschiff sind mit 33 000 Brutto-Register-Tonnen die größten bisher gebauten turboelektrisch angetriebenen Handelsschiffe. Bei 26 000 PS Wellenleistung entfalten sie 22 Seemeilen Geschwindigkeit. In Frankreich soll 1934 ein Neubau mit 60 000 Brutto-Register-Tonnen fertiggestellt werden. Die turboelektrische Maschinenanlage von 160 000 PS Nutzleistung soll, auf vier Schrauben verteilt, dem Schiff 30 Seemeilen Geschwindigkeit verleihen. Die ersten Versuche mit elektrischem Antrieb wurden bereits vor einem halben Jahrhundert angestellt. Allgemein gebräuchlich wurde er bei den Unterseebooten, da die Unterwasserfahrt nur mit Elektromotoren, die von Akkumulatoren den Strom erhalten, möglich ist. Ein größerer Versuch wurde 1913 in Amerika mit dem Kohlenschiff „Jupiter" (20 000 Tonnen) vorgenommen. Es erhielt Elektromotoren von 5400 PS Gesamtleistung. Nach dem Kriege (1928) ließ dann die amerikanische Marine die beiden Panzerschiffe „Lexington" und „Saratoga" erbauen, die später in Flugzeugträger umgebaut wurden. Vier Turbinen liefern den Strom zum Antrieb der vier Wellenmotoren, die je 45 000 PS entfalten. Bei 180 000 PS Nutzleistung entfalten diese Schiffe 34,5 Seemeilen Geschwindigkeit.

Die Konstruktion der amerikanischen U-Boote ist in der Nachkriegszeit so vervollkommnet worden, daß die sechs neuesten Boote dieser Marine auf hoher See bleiben und eine Strecke von 25 000 Seemeilen zurücklegen können, ohne einen Hafen zwecks Brennstoffergänzung anlaufen zu müssen. Eines dieser Boote, die ob ihrer Bewaffnung und Größe als „Tauchende Kreuzer" bezeichnet werden könnten, hat bei einer Tauchprobe 112 Meter Tiefe erreicht. Unter normalen Bedingungen können die U-Boote drei Tage unter Wasser bleiben. Im Notfalle kann jedoch diese Zeit auf einen Monat ausgedehnt werden.

Da die nach ihrem Erfinder Dr. Sperry benannten Sperry-Stabilisatoren sich seit einigen Jahren auf kleineren Schiffen, Luxusjachten usw., bewährt haben, so wurde kürzlich auch der neue italienische Luxusdampfer „Conte di Savoia" (45 000 Brutto-Register-Tonnen) in England zwecks Verminderung des Schlingerns mit einer derartigen Stabilisationsvorrichtung ausgerüstet. Die Vorrichtung besteht aus einem großen Kreisel, dessen Ebene beim Schlingern durch einen kleinen Steuerkreisel derart geneigt wird, daß er der eingeleiteten Schlingerbewegung entgegenwirkende Drehmomente auf das Schiff ausübt. In Anbetracht der Größe des italienischen Schiffes wird es mit drei derartigen Stabilisatoren ausgerüstet. Die Kreisel haben bei vier Meter Durchmesser 110 Tonnen Gewicht; sie werden durch je einen 390-Kilowatt-Motor in 800 bis 900 Umdrehungen in der Minute versetzt. Sobald bei entsprechendem Wogengang das Schiff im Begriff ist, eine der unangenehmen Schlingerbewegungen auszuführen, so neigt sich der Steuerkreisel um seine waagerechte Achse und schließt einen der Neigung entsprechenden Stromkreis, was wiederum einen besonderen Motor von 75 Kilowatt Leistung veranlaßt, die Achse des großen Kreisels um einen bestimmten Winkel zu neigen. Man hofft mit drei Stabilisatoren die Schiffsschwankungen auf 2 bis 3 Grad dämpfen zu können.

Da die Übersee-Frachtschiffe in manchen überseeischen Häfen gezwungen sind, das Laden bezw. Löschen schwerer Maschinen mit dem eigenen Ladegeschirr ohne Hilfeleistung ortsfester Hafenkräne auszuführen, so hat man neuerdings Frachtschiffe gebaut, deren Ladegeschirre Lasten bis zu 120 Tonnen aufzunehmen vermögen. Da derartige Frachtschiffe meist mit zwei bis drei derartigen Ladebäumen ausgerüstet sind, so vermögen sie beim Zusammenarbeiten von zwei Hebevorrichtungen Lasten bis zu 200 Tonnen (das Gewicht von zwei normalen Schnellzuglokomotiven ohne Tender) auf einmal zu heben, was für die Ladebäume eines Schiffes gewiß eine erstaunliche Leistung darstellt.

Ein neuartiger Schiffsantrieb wird gegenwärtig auf seine praktische Verwertbarkeit erprobt. Der von Diplom-Ingenieur Kort erfundene Düsenschlepper bezweckt die Verbesserung des Wirkungsgrades der Schiffsschraube bei den Schleppern der Binnenschiffahrt, der sehr zu wünschen übrig läßt. Kort hofft den angestrebten Zweck in der Weise zu erreichen, daß er die Schraube mit einem Trichter umgibt. An der engsten Stelle des Trichters soll die Schraube arbeiten. Das Wasser strömt der Schraube durch zwei seitliche Kanäle zu und wird von dieser in den sich nach hinten zu erweiternden Trichter gedrückt.

Ein schwedischer Ingenieur will die Wasserfahrzeuge ohne Radschaufeln oder Schrauben antreiben. Sein Vorschlag geht dahin, im Boden des Wasserfahrzeuges Röhren oder Kanäle anzubringen, die mittels Ventil an Verbrennungskammern angeschlossen sind. Der in den Verbrennungskammern zur Entzündung gebrachte flüssige oder gasförmige Brennstoff soll stoßweise in die Kanäle gelassen werden und darin unmittelbar auf das Wasser drücken. Im Grunde genommen ähnelt also dieser Vorschlag dem Raketenantrieb, mit dessen Hilfe man bekanntlich die Raumschiffahrt verwirklichen will. Sehr aussichtsreich erscheint dieser Vorschlag nicht.

Da in der Handelsschiffahrt jede Tonne zuviel eingebauten Materials eine Tonne Verlust an Nutzladung bedeutet, so wurde von den Schiffsbauern von jeher danach getrachtet, ein Schiff bestimmter Größe mit dem denkbar geringsten Eigengewicht zu bauen. Die Schweißung kommt diesem Streben insofern sehr entgegen, als ihr Hauptvorteil eben in der Gewichtsverminderung besteht. Diese Gewichtsverminderung ergibt sich aus dem Wegfall der Niete, Winkel, Kniebleche und Überlappung. Da sich auch die Kosten der Schweißung sicherlich noch mehr vermindern lassen, so dürfte die bisher übliche Nietung wohl bald der Vergangenheit angehören. Vor einiger Zeit hat die Marineleitung der Vereinigten Staaten 38 Schiffskessel für vier Kreuzer und ein Flugzeugmutterschiff in Auftrag gegeben, deren Trommeln geschweißt werden sollen. Die Güte der Schweißung soll durch Röntgenaufnahmen genau geprüft werden.

Eine von Helmershausen (Berlin) erfundene neue Leitvorrichtung für Schiffsschrauben hat bei seiner Erprobung sehr gute Resultate ergeben. Die Vorrichtung besteht aus einem Ring, der trichterförmig gestaltet ist und so um die Schraube gelegt wird, daß sich der größere Durchmesser des Ringes in Fahrtrichtung befindet. Dadurch entsteht beim Arbeiten der Schraube eine Düsenwirkung; das Wasser wird günstig abgeführt, und die für Binnenkanäle besonders ungünstige Heckwelle der Schlepper mit ihrem schädlichen Einfluß auf die Kanalsohle wird verringert.

Kurzberichte aus Technik und Wissenschaft.

Das tiefste Bohrloch der Erde.

Von den nach Hunderttausenden zählenden Bohrlöchern, die auf der Suche nach Petroleum in die Erde vorgetrieben wurden, haben manche eine halbe Million M. und darüber gekostet. Da ein Teil dieser Bohrungen erfolglos verläuft, so ist die Bohrtätigkeit mit einem großen Risiko verbunden, und deshalb nur von großen, kapitalkräftigen Unternehmungen ausführbar. Kosten doch schon die Bohreinrichtungen, also Bohrturm, Bohrkran, Pumpe und Zubehörteile, Bohrer, Bohrgestänge, Verrohrung, die Fang- und Schutzvorrichtungen, Bohrlochverschluß und der Apparat zum Messen der Abweichung des Bohrloches von der Senkrechten eine recht beträchtliche Summe. Dazu gesellen sich dann die Kosten für die Bohrarbeiten selbst, die je nach der Bohrtiefe und den durchbohrten Erd- bezw. Gesteinsschichten verschieden hoch ausfallen. Dank der ständigen Verbesserung der zum Bohren verwendeten Meißel und Bohrer konnten die Bohrlöcher im Laufe der Jahrzehnte immer tiefer niedergebracht werden. Vor fünfzig Jahren war man mit 1748 Meter Tiefe am weitesten ins Erdinnere vorgedrungen, im August 1931 wurde in Vera Cruz in Mexiko das tiefste Bohrloch der Erde bis 3225 Meter Tiefe niedergebracht.

Die größte Schmiedepresse der Welt.

Sie wurde vor einiger Zeit in den Kruppschen Werkstätten für den eigenen Gebrauch gebaut, und dient zum Bearbeiten gewaltiger Schmiedestücke, deren Abmessungen gegenüber auch der schwerste Dampfhammer versagt. Das untere Querhaupt der Presse wiegt 650 Tonnen (eine Schnellzuglokomotive ohne Tender wiegt etwa 100 Tonnen). Die vier im unteren Querhaupt befestigten, senkrecht stehenden Säulen haben auf der Breitseite 6 Meter, auf der Schmalseite 3 Meter Abstand. Diese Säulen tragen oben ein festes Querhaupt von 300 Tonnen Gewicht. In dem oberen Querhaupt sind drei Preßzylinder gelagert. Die in diesen Zylindern beweglichen Plunger übertragen den Arbeitsdruck auf das an den Säulen geführte bewegliche Querhaupt, dessen größter Arbeitshub 3 Meter beträgt. Bewegt werden die Plunger durch Druckwasser, das von einem Dampftreibapparat mit 3,5 Meter Kolbendurchmesser zusammengepreßt wird. Die drei Preßzylinder können nach Belieben einzeln oder gemeinsam gesteuert werden. Die Presse vermag also Drücke von 5000, 10 000 oder 15 000 Tonnen auszuüben. Auf dieser Presse sind bereits Schmiedestücke von 230 Tonnen Gewicht (der Block war achteckig mit etwa 2,5 Meter Durchmesser und 5,5 Meter Höhe) zu Hochdruckkesseln von 15 Meter Länge, 1,5 Meter Durchmesser und 165 Millimeter Wandstärke ausgeschmiedet worden.

Eisenschwamm-Erzeugung in Deutschland.

Die seit einer Reihe von Jahren durchgeführten Versuche der Eisenschwamm-G. m. b. H. in Bochum, die auf die unmittelbare Eisengewinnung aus den Erzen, also ohne die Zwischenstufe des Hochofens, hinauslaufen, scheinen nunmehr zu einem günstigen Abschluß gelangt zu sein. Die Anlage wurde nach den Angaben und Patenten des norwegischen Erfinders Edwin ausgeführt. Die Erze werden in der Ruhe reduziert. Man füllt sie in große Muffeln von 2½ Meter Durchmesser und 1½ Meter Höhe. Die Böden der Muffeln sind siebartig durchlöchert, damit die Reduktionsgase die Muffeln durchstreichen können. Übereinander gesetzt ergeben die Muffeln die Öfen, in denen der Eisenschwamm gewonnen wird. Die Bochumer Anlage umfaßt drei solcher Öfen: den Anwärme-, den Reduktions- und den Kühlofen. Die Muffeln bestehen aus einem eisernen Mantel, der innen mit feuerfestem Material ausgekleidet ist. Jede Muffel durchwandert die drei Öfen. Den Röstofen von oben nach unten, den Reduktionsofen von unten nach oben und den Kühlofen von oben nach unten. Die Reduktion der Erze wird mit einem Gas, das etwa 60 Prozent Kohlenoxyd und 40 Prozent Wasserstoff enthält, durchgeführt. Der aus dem Eisenschwamm hergestellte Stahl hat größere Zähigkeit, höhere Alterungsbeständigkeit, leichtere Bearbeitbarkeit in Wärme und Kälte usw. als der sonstige Stahl.

Patente auf neu gezüchtete Pflanzen.

Während Neuerungen an Gebrauchsgegenständen schon seit jeher durch Patente geschützt waren, fehlte es bisher an einem Schutz für neu gezüchtete Pflanzen. Damit fehlte aber auch im allgemeinen der rechte Antrieb zum Züchten neuer Pflanzen, weil ja jeder Beliebige die Früchte jahrelanger Versuche mühelos einheimsen konnte. In der Erkenntnis, daß die Züchtung immer besserer Pflanzen planmäßig angestrebt werden müsse, und daß dieses Ziel am einfachsten und besten durch entsprechenden Schutz der neu gezüchteten Pflanzen zu erreichen ist, hat deshalb der Kongreß der Vereinigten Staaten ein amerikanisches Pflanzenpatentgesetz angenommen, das dem Erfinder einer neuen Pflanze (durch Knollen erzeugte Pflanzen sind ausgenommen) für die Dauer von 17 Jahren das ausschließliche Recht auf die Anwendung seiner Zuchtmethode gibt.

Künstliches Klima in Fabriken und Aufenthaltsräumen.

Seit langen Zeiten sucht der Mensch der gemäßigten und kälteren Zonen die Winterkälte von seinen Wohnstätten fernzuhalten, indem er sie heizt. Umgekehrt geht man erst in unseren Tagen daran, auch die übermäßige Sommerhitze von den Aufenthaltsräumen fernzuhalten, indem man sie künstlich kühlt. Freilich läßt sich Kälte nicht so einfach und billig erzeugen wie Wärme, und die von einem Fernkühlwerk bezogene Kühlung dürfte wohl für immer ein frommer Wunsch des Großstädters bleiben. Der heißen Tage sind in unseren Breiten zu wenig, als daß eine derartige Fernkühlanlage wirtschaftlich arbeiten könnte. Anders liegen jedoch die Verhältnisse bei industriellen Betrieben, Tabakfabriken usw., in denen durch eine gleichmäßige Temperatur und Luftbeschaffenheit ein wirtschaftlicheres Arbeiten erzielt werden kann. In derartigen Betrieben haben denn auch die „Klima-Anlagen" bisher vorwiegend Eingang gefunden. Neuerdings werden aber auch Ausstellungsräume, Bürohäuser, Museen, Kinos, Theater und Vergnügungsstätten mit Apparaten für die Klimatisierung ausgerüstet, um den Besuchern den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen.

Die schönsten Farben für die Glasmalerei.

Wilhelm Ostwald, der kürzlich verstorbene große Chemiker und Schöpfer einer neuen Farbenlehre, hatte neuerdings auch neuartige Farben für die Glasmalerei erfunden, die der Gestaltungskraft des Malers unbeschränkte Möglichkeiten gewähren. Wie der Tafelmaler an seiner Staffelei, so kann der Glasmaler hinfort an seinem Maltisch mit der wagerecht ausgerichteten Glasplatte arbeiten, seine durch leichtes Erwärmen flüssig gewordenen Farben vor sich ausbreiten und alsdann seiner Phantasie die Zügel schießen zu lassen, da er nirgends auf technische Schwierigkeiten stößt. Als Farbstoffträger der neuen Kollon-Malerei dient durchsichtige Gelatine, also reiner Leim. Die Farbstoffe selbst sind dem Riesengebiete der künstlichen anorganischen Farbstoffe entnommen, die nicht nur erstaunliche Farbschönheit, sondern auch hervorragende Lichtechtheit aufweisen. Das Arbeiten mit dem Material für die Kollon-Malerei verläuft wie folgt: die gereinigte Glasplatte wird gebeizt, wagerecht ausgerichtet und mit Unterguß versehen, damit eine feste Verbindung zwischen Glas und Farbe und ein geeigneter Malgrund geschaffen wird. Die Glasplatte wird alsdann auf den Karton gelegt, und die Konturen mit einer schwarzen, wasserfesten Umrißfarbe nachgezeichnet. Hierauf wird die Platte wieder waagerecht gelegt und die Farben aufgebracht. Diese sind bei Zimmertemperatur gallertartig fest, werden jedoch bei 30 Grad Wärme flüssig. Da sie noch etwa 10 Minuten lang nach dem Abkühlen flüssig bleiben, können sie leicht aufgebracht und verteilt werden. Auf die geronnenen als auch auf die schon getrockneten Farben können neue Farben aufgetragen werden.

Neue Verwendungsmöglichkeiten des Tantals.

Das aus dem Tantalit, einem in Finnland und Australien vorzugsweise vorkommenden Mineral, gewonnene Tantal findet in letzter Zeit, nachdem die Technik das Urmetall immer günstiger aufzubereiten versteht, eine immer größere Verbreitung. Ursprünglich nur als Glühlampendraht gebraucht, für den man indessen heute das Wolfram bevorzugt, ersetzt es eine Menge anderer Metalle zu den verschiedensten Zwecken. Diese mannigfache Verwendbarkeit wird ermöglicht durch die große Dehnbarkeit und gleichzeitig ungewöhnliche Härte, die etwa der des gewalzten Stahls gleichkommt. Noch wertvoller wird Tantal dadurch, daß es gegen Angriffe durch verschiedene chemische Stoffe, — es seien hier nur Brom, Chlor, Salz- und Salpetersäure genannt — in hohem Maße widerstandsfähig ist; es kann daher an vielen Stellen vorteilhaft verwandt werden, wo man bisher auf den ausschließlichen Gebrauch des so viel kostspieligeren Platins angewiesen war. So findet man in immer größerem Umfange Bleche, Röhren, Drähte aus Tantal, vorzugsweise in chemischen Laboratorien oder zu sonstigen industriellen Zwecken. Das Metall läßt sich in kaltem Zustande ohne jede Schwierigkeit hämmern, walzen, ziehen oder auch in Formen pressen. Mit dem Glühen verliert es allerdings seine leichte Bearbeitbarkeit in hohem Maße, doch kann man es auch dann noch mit anderen Metallen zusammen schweißen.

Das Unterhaltungs-Blatt
Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 105. Sonntag, 17. April 1932.

Millionärin ohne Geld

Roman von Hans Morgan

(23. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Oktober verging. Der November neigte sich der Mitte zu.

Es geschah je länger je öfter, daß Helga völlig vergaß, welcher Zweck die Veranlassung ihres Arbeitens war. Vergaß, daß sie eigentlich doch die Millionärin Helga Wendhus war. So sehr lebte sie sich allgemach ein. Sie wunderte sich wohl darüber, fragte sich, wie es kam, daß der Mensch so schnell aus einer Welt in eine andere hineinwachsen konnte, ohne jene alte zu vermissen.

Ihre Tätigkeit im Hotel war zwar ein wenig eintönig. Aber sie sah und hörte so unendlich viel dabei, daß ihr das gar nicht zum Bewußtsein kam. Die verschiedensten Menschen gingen an ihr vorüber, im Vestibül war ein ewiges Hin und Her. Der Abenddienst allerdings ließ ihr kaum Zeit zur Beobachtung und Besinnung. Ständig fanden sich neue Gäste ein, denen sie die Garderobe abnehmen, numerieren, aufhängen, wieder aushändigen mußte — dazwischen lauschte sie den Klängen der Jazzband aus der Tanzdiele, gedämpft klang vom Restaurant des Streichorchesters weiches Singen herüber. Da erwachte wohl manchmal eine ganz leise Sehnsucht in ihr — bevor sie aber klar den Weg ins Hirn zurücklegte, mußte sie schon wieder nach einem neuen Mantel oder Pelz greifen.

Etwas Angst hatte sie eigentlich stets. Jeden Donnerstag war großer Gesellschaftsabend, zu dem sich außer den Hotelgästen viel Menschen einfanden aus dem Kreise, dem sie eigentlich angehörte. Sie befürchtete immer, unter diesen Hunderten könnte einmal einer sein, der sie kannte und erkannte — und wie sie sich dann aus der Situation winden würde, wußte sie wirklich nicht.

Bis jetzt war alles gut gegangen.

Dann kam das Unglück auf einmal doch. Eines Abends hatte sie gerade einer Dame den wundervollen Nerz abgenommen und ihr den Garderobezettel gegeben, wandte sich einem kurz danach gekommenen Herrn zu und sah zu ihm auf.

Schrak zusammen und wurde blaß.

Erik Kayserlingk, der Tennismeister!

Er war genau so konsterniert wie sie und brachte vor Staunen kein Wort heraus. Erst nach Sekunden gelang es ihm, zu fragen:

„Ja, gnädiges Fräulein . . . ist es denn möglich?"

Sie lachte verlegen und krampfte die Finger um den Nerzkragen.

„Ja — Kayserlingk — es ist möglich!"

„Was machen Sie denn hier?"

„Arbeiten?" Er schüttelte verständnislos den Kopf. „Wieso haben Sie es nötig zu arbeiten — und so zu arbeiten noch dazu! Ich denke, Sie befinden sich auf einer Weltreise?"

„Das — war nur eine Ausrede, wie Sie sehen! Und warum soll ich nicht so arbeiten, wenn es mir gefällt? Ich habe in den vergangenen Monaten noch etwas ganz anderes getan!"

„Aber warum denn nur?"

„Nehmen Sie einmal an, ich hätte mein gesamtes Vermögen verloren und müßte mir mein Brot auf diese Weise verdienen . . ."

Er fand ein Lächeln.

„Das ist doch Unsinn, gnädiges Fräulein! Selbst wenn es so wäre, hätten Sie sich doch vor allem an uns wenden müssen . . . Sie hätten dann wissen müssen, daß wir Sie nicht im Stich lassen! Wir wären zusammengetreten und hätten Ihnen ein Geschäft oder irgend etwas gegründet — Sie hätten uns das Geld nach und nach zurückgeben können. Aber ich glaube es nicht!"

Eine Dame und ein Herr traten heran und legten ihre Mäntel ab. Durch diese Ablenkung fand Helga ihre Ruhe und Sicherheit wieder. Als das Paar abgefertigt worden war, wandte sie sich an den wartenden Kayserlingk:

„Ich will Ihnen die Wahrheit sagen, Kayserlingk! Es handelt sich um eine Wette, die ich mit Herta Bauer abgeschlossen habe. Wenden Sie sich an sie — sie kann Ihnen genaue Aufklärung geben. Aber, das sage ich Ihnen: verraten Sie irgend jemand, auch Herta Bauer, wo Sie mich getroffen haben, rede ich mein Leben lang kein Wort mehr mit Ihnen!"

Sie war froh, als sie das Zusammentreffen glücklich überstanden hatte. Ein Gutes war dabei: sie verlor die Angst vor ähnlichen Zwischenfällen. Vorher war in ihr etwas wie Scham gewesen bei dem Gedanken daran . . . jetzt fand sie den Mut zum Lachen. Sie fühlte sich über der Situation stehend.

21.

„Aber, Buchenau, Sie passen heute gar nicht auf! Da, sehen Sie — schon wieder Schach!"

Reinhold Buchenau richtete sich mit einem Ruck auf.

„Sagen Sie, Fräulein Helga, in welchem Verhältnis stehen Sie zum Wendhus-Haus?" fragte er, sie anblickend.

Eine mattrote Welle spürte sie von innen herauf in ihr Gesicht steigen.

„Wie . . . meinen Sie das?"

„Im Februar dieses Jahres feierte das Wendhus-Haus das fünfzigjährige Jubiläum seines Bestehens. Damals veröffentlichten die Zeitungen das Bildnis des — glaub ich — vor bald zwei Jahren verstorbenen Geheimrats Hugo Wendhus. Ich habe das Bild noch genau im Kopf und habe mich immer schon über Ihre Ähnlichkeit mit dem Geheimrat gewundert. Sie müssen irgendwie verwandt mit ihm sein."

Helga antwortete nicht gleich. Verlegenheit, wie sie so grenzenlos sich noch nie ihrer bemächtigt hatte, ließ sie den Blick auf die Schachfiguren richten. Sie wagte es nicht, den jungen Mann vor sich anzusehen. Sie fürchtete, er müsse dann sofort die Wahrheit erkennen. Gedanken schossen durch ihr Hirn.

Einen Augenblick lang dachte sie daran, ihm alles zu sagen. Fühlte aber ein Bangen in sich. Er würde es viel-

leicht gar nicht verstehen, würde es für eine Laune halten und ihr zürnen, daß sie ihn so hinters Licht geführt. War nicht alles eine Lüge gewesen? Ihre Notlage, als sie ihn wieder traf, ihr Nichtwohinwissen? Hatte er sich nicht bei dem Freunde für ein armes, stellungsloses Mädchen eingesetzt, dem er Helfer zu sein glaubte? Mußte nicht das Geständnis ihrerseits eine Enttäuschung für ihn sein?

Aber nein, so sah sie es von einem falschen Gesichtspunkt aus. Ihre Beweggründe waren ja im tiefsten Innern keine egoistischen, eigennützigen, waren ja Ausfluß ihres ernsten Wunsches, mehr vom Leben der Arbeit kennen zu lernen, mehr vom Leben der Not, um wirksam eingreifen zu können, wenn dieses Probejahr zu Ende war.

Aber trotzdem — sie mußte, sollte nicht plötzlich ihr Verhältnis zu einander zerstört werden, bei der bisherigen Rolle bleiben. So schwer es ihr auch gerade ihm gegenüber fiel.

Eins konnte sie ja zugeben . . .

Sie hob den Kopf und versuchte ihn anzuschauen.

„Sie haben recht, Buchenau, ich bin die Tochter des Geheimrats Wendhus! Ich stand nach dem Tode meines Vaters allein — und verlor durch meine Unkenntnis in Gelddingen mein gesamtes Vermögen bei dem Zusammenbruch einer Bank. Es blieb mir also nichts anderes übrig als zu arbeiten —"

Wie schwer, wie furchtbar schwer es doch war, das zu sagen!

„Das verstehe ich — aber die leitenden Persönlichkeiten des Wendhusverlages? Rührten die sich denn nicht danach? Es wäre doch ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit gewesen, der Tochter des Mannes, dem das Haus seine Größe, seinen Weltruf verdankt, unter die Arme zu greifen!"

„Ich — wollte nicht! Ich bin einfach verschwunden — niemand von ihnen weiß, glaube ich, wo ich geblieben bin!"

Wenn er doch nur dies Thema fallen ließe, marterte es sie, wenn er doch von etwas anderem sprechen wollte.

Sie steuerte, im Innern voller Unruhe, selbst davon ab:

„Und ich bedauere es nicht. Was ich vorher kannte, war nicht das Leben . . . das habe ich erst jetzt kennen gelernt. Was wußte ich früher von der Not meiner Mitmenschen, von dem entsetzlichen Elend in der Welt —"

Er lächelte. Nachsichtig.

„Ach, Fräulein Helga, was wissen Sie auch heute schon davon. Das, was Sie kennen lernten — das Schicksal Ihres kleinen Freundes Weghart, die Tragik der Familie Bach — das alles ist ja gar nicht die richtige Not, die durch unser Vaterland schleicht und sich aus allen Ecken und Winkeln ihre Opfer holt! Wenn ich Ihnen zeigen wollte, wie sie wirklich aussieht, wie erschütternd, wie furchtbar, ich glaube, Sie mit Ihrem sensitiven mitfühlenden Herzen fänden Tag und Nacht keine Ruhe mehr."

„Sie sagten mir ja einmal, daß große Teile unseres Volkes hungern."

„Ja, und nicht allein hungern, sondern auch körperlich und geistig zugrunde gehen. Angefangen von der Jugend, der die winzigsten Notwendigkeiten zur Entwicklung fehlen bis zu den armen Alten, deren Lebensabend ein langsames, qualvolles Sterben ist. Ich könnte Sie hier in Berlin in Gegenden, in Häuser führen, in denen Frau Sorge in ihrer düstersten Gestalt hockt und Tag und Nacht nicht weicht. In Häuser, in denen eine Jugend heranwächst, die nichts, aber auch gar nichts von Sonne weiß, die im zartesten Alter schon verkümmert und einem grauenvollen Dasein oder dem Verbrechen entgegenwächst. Je ärmer jemand ist, desto mehr Teufel trifft er! In Kellerlöcher könnte ich Sie führen, in denen vielköpfige Familien schlimmer wie die Tiere hausen. Greise könnte ich Ihnen zeigen und Greisinnen, deren Sparpfennige die Inflation fraß und die heute einem Schicksal preisgegeben sind, das furchtbarer ist als der Tod! Und das alles nicht vereinzelt, nicht nur hier und da — sondern zu Tausenden, zu Hunderttausenden, wohin das sehen wollende Auge blickt!"

Ein Schauer überrann sie.

„Mein Gott — und es gibt wirklich keine Möglichkeit, dem Elend zu steuern?"

„Es gäbe eine, aber zu der ist die Zeit noch nicht reif. Auf der andern Seite leben Menschen bedenkenlos und sorglos in den Tag hinein, genießen und vergnügen sich, weisen alles, was ihr Wohlbehagen trüben könnte, zurück, um sich nicht die „Stimmung" zu verderben, gehen an der Not ihrer Mitmenschen vorüber, gleichgültig, mitleidlos, gefühllos! Sie sehen ja selber täglich solche Menschen, die lachend, heiter die Tanzdielen und Bars besuchen. — Männer in teuersten Pelzen, Frauen mit Körpern, deren Pflege meistens mehr kostet, als mehrere Familien der anderen Spezies Mensch zum Sattessen brauchten! Ich sage nichts dagegen . . . ich verachte nur diesen beispiellosen Egoismus, der nur an sich denkt und nichts von dem Leiden des andern wissen will. Der Menschheit von heute fehlt Liebe! Liebe zum Nächsten!"

Aus dem Nebenzimmer, dem Apeltschen Wohnzimmer tönten leise, getragene Klänge. Frau Apelt spielte Händels Largo, das einzige Musikstück, das sie fehlerfrei beherrschte.

Sie lauschten eine Weile hinüber.

Er zündete sich eine Zigarette an. Beugte sich wieder über das Schachbrett.

„Aber um auf Sie persönlich zurückzukommen, Fräulein Helga — meiner Ansicht nach wäre es für Sie doch richtiger gewesen, Sie hätten irgend welche Ansprüche an das Wendhushaus gestellt — Sie hätten ein Recht dazu!"

„Möglich. Aber reden wir nicht mehr davon. Es geht auch so." Sie lächelte zu ihm hinüber. „Und seitdem ich unter Ihren Fittichen stehe, kann ich mich ja über nichts mehr beklagen!"

Nun war er es, dessen Stirn sich mit einem leichten Rot überzog. Sie streckte die Hand über den Tisch. Er ergriff sie und zog sie an seine Lippen. Küßte sie ganz leise und sacht. Mit behutsamer, versteckter Innigkeit.

22.

Als Helga Wendhus an diesem Morgen erwachte, geschah es mit einem solchen Frohgefühl, daß sie sich aufrichtete und mit fast erstaunten Augen um sich sah. Es war das kleine behagliche Zimmer mit dem schmalen, spitzenüberhimmelten Jungmädchenbett und den hundert freundlichen Bildern, die alle dran erinnerten, daß vor ihr ein liebes, heiteres Menschenkind diesen Raum bewohnte.

Ach ja — heute war ja ihr Geburtstag! Der 28. November! Heute wurde sie ja dreiundzwanzig Jahre alt!

Dreiundzwanzig Jahre . . .

Wie wars doch das letzte Mal! Ja, am Abend vorher hatte man schon eine Vorfeier veranstaltet — bis weit in die Nacht hinein. Alle waren sie dagewesen und hatten eine Fülle von Geschenken vor ihr ausgebreitet um zwölf Uhr nachts. Geschenke, die ja alle gewiß sehr lieb und gut gemeint waren, für die sie allen mit überschwenglichen Worten dankte . . . die aber doch nichts Besonderes waren. All das konnte sie sich selbst jeden Tag kaufen, wenn sie wollte!

Und die vielen Blumen! Ein ganzer Tisch voll Blumen, Chrysanthemen, Orchideen, Rosen — Blumen aller Art, die betäubenden Duft versendeten. Sie hatte nicht gewußt, was damit anfangen.

Getanzt hatte man fast die ganze Nacht und war dann todmüde ins Bett gesunken. Und das Erwachen am Geburtstag? Mit einem kleinen Katerchen, Stechen in den Schläfen, daß einem die Lust zum Aufstehen verging und man bis in den späten Nachmittag hinein liegen blieb . . .

(Fortsetzung folgt.)

Was die Wüste verrät:

Neue Urkunden und Zeugnisse zur ältesten Geschichte Chinas von der Sven-Hedin-Expedition gefunden.

Von Dr. **F. Lessing**, Professor am Staatl. Museum für Völkerkunde in Berlin, zurzeit in Peking.

Die vier Jahrhunderte, in deren Mitte der Anfangspunkt unserer Zeitrechnung liegt, sind entscheidend geworden für Geschick und Geschichte des chinesischen Reiches. Es war die ruhmreiche Epoche der beiden Han-Dynastien. Nach innen hin gab sie dem Staate im wesentlichen das Gepräge, das er mehr oder weniger deutlich bis zur Umwälzung von 1911 behalten hat. Sie festigte jenes Reich, das seitdem nach außen mit dem Anspruch hervortrat, das Reich zu sein, das alle im Dunkel der Unkultur lebenden Nachbarstaaten mit sanfter Gewalt in den Bereich der Segnungen seiner Kultur ziehen müsse.

Freilich, die Träger dieser Ansprüche waren nur vorübergehend auf der Höhe ihrer Aufgabe. Wenn wir die Blätter der chinesischen äußeren Geschichte wenden, so erzählen uns viele, viele von schweren Kämpfen mit einbrechenden Nachbarvölkern türkischen, mongolischen, tungusischen, tibetischen Blutes, die in wildem Wogenschlage gegen die Mauern und Wälle der Reichsgrenzen, bald von Norden, bald vom Westen, anstürmen, sie zerbrechen, überfluten, und oft Teile des Landes, manchmal aber auch das Ganze unterjochen und beherrschen. Jedoch:

Die fremden Eroberer kommen und gehen.
Wir beugen uns, aber wir bleiben bestehen.

Gerade die Han-Zeit, von der wir ausgingen, hatte besonders im ersten Jahrhundert ihres Daseins, also im zweiten vor unserer Zeitrechnung, ihre schweren Schicksalsstunden. In Ho-Kübing fand das Haus Han den klugen Kopf und das scharfe Schwert, das China auf lange Zeit von der ärgsten Furcht befreien sollte. Drei Jahre lang rang er mit dem Feinde um das nordwestliche Einfallstor, das heute, durch einen Korridor mit ihm verbunden, den Westzipfel des eigentlichen Chinas bildet, und der als Vorgelände gegen den von Nordosten eindringenden Feind zeitweilig eine entscheidende Rolle in der Geschichte Chinas gespielt hat.

Da hat es sich nun selten glücklich gefügt, daß jenes großzügigste aller bisher bekannten Unternehmungen zur Erforschung Asiens, die Sven-Hedinsche-Nordwest-Expedition den Spaten ansetzte. Es war der junge schwedische Archäologe Folke Bergman, der dort am Etsingol entlang, in einer uns schon aus Marco Polo bekannten Gegend, zu graben begann. Die „Kampagne" erstreckte sich auf die Jahre 1930 und 1931. Bergman wurde von ungewöhnlichem Finderglück begünstigt, er förderte eine Unmenge von Denkmälern der schweren aber glorreichen Zeit Chinas aus den Befestigungsanlagen zutage, in denen sie etwa zwei Jahrtausende ihrer Auferstehung geharrt hatten. Es handelt sich zunächst, wie schon früher berichtet werden konnte, um

Tausende von schmalen Holzstäbchen mit kurzen oder längeren Inschriften;

ihre Anzahl übersteigt also alle derartigen Funde um ein Vielfaches. Sie sind noch nicht untersucht worden, doch läßt sich bisher soviel sagen, daß sie zu den allerältesten derartigen bisher bekannten Schriftdenkmälern Chinas gehören: sie beginnen mit dem Anfang des 1. Jahrhunderts v. Chr. Viele von ihnen werden nichts weiter als Personalausweise der dort in Garnison liegenden Soldaten sein, aber andere werden uns über das Leben und Treiben auf diesem lebenswichtigen Außenposten lehrreichsten Aufschluß geben.

Doch das ist bei weitem nicht alles, was Bergman vorzuzeigen hat, er konnte inzwischen zahlreiche weitere Entdeckungen machen. Unter seinen Funden sind Holzgeräte, Töpfereien mit Gewebeabdruck, vollständige, gut erhaltene Pfeile mit Bronzespitzen, Befiederung und besonders langem Einsatzstück, eiserne Tüllaxte, eiserne Messer, ein sehr schönes Messer mit lederner Scheide.

Ein Garnisonschneider hat vor 2000 Jahren einen aus Stoff gefertigten „Brief" Nähnadeln verloren.

Bergman hat ihn gefunden. Da gummierte Briefumschläge noch nicht bekannt waren, siegelte man Briefe mit Petschaften aus Bronze, Horn und Holz. Vielleicht läßt sich aus diesen Funden die Entwicklung der in China so hoch stehenden Stempelschneidekunst, der Vorläuferin des Blockdrucks, ablesen. Ein Siegel zeigt die Form eines Miniaturschreibtisches (1½—2 Zentimeter). In den ausgegrabenen Briefhüllen finden sich Vertiefungen zur Aufnahme des Verschlußsiegels.

Besonders bemerkenswert ist ein

vollständig mit Behaarung erhaltener Schreibpinsel,

das älteste bisher bekannte Exemplar, vielleicht kaum anderthalb Jahrhunderte jünger als die Zeit, da der General Mông Diän (Meng Tion), der „Erbauer" der großen Mauer, gegen Ende des 3. Jahrhunderts v. Chr. den Haarpinsel, dieses wunderbarste aller Schreibgeräte, erfand oder verbesserte.

Auch darüber, wie zur Han-Zeit, vor der Erfindung des Papiers die Bücher aussahen, unterrichten Bergmans Funde: ein gut erhaltenes Buch beleuchtet heute diese Frage besser als die literarischen Quellen. Münzen schon bekannter Art, Bruchstücke von gelben, roten, blauen und grünen Seidenstoffen, ein Stück Seidenstickerei, das alles ist aus der großen Menge von Einzelfunden bereits gesichtet worden.

Die ausgedehnten Grabungen haben das Gebiet alter Forts und Wachttürme angeschnitten. Teils gehören diese zu einem Limes, teils bilden sie nur die Verbindungskette zwischen zwei Limessystemen. Manche waren schon bekannt, aber die meisten sind von Bergman neu entdeckt worden. Es wird sich um

einige hundert Ruinen aus der Han-Zeit

handeln.

Jünger als die Han-Zeit, besonders in ihrem nördlichen und nordöstlichen Teile, ist die von ihrem russischen Erforscher so genannte tote Stadt Charachoto, die ebenfalls später von den Sihia besiedelt wurde. Hier unterscheidet Bergman vier große Festungsanlagen. Er zählte 150 Haus- und auch Tempelruinen; ihr Erhaltungszustand ist schlecht. Er entdeckte Handschriften in der noch immer rätselhaften Sihia-Schrift und -Sprache, ferner chinesische, uigurische, mongolische, kleine Reste tibetischer und vielleicht persischer Handschriften. Besonders sei

das älteste bisher überhaupt bekannte Papiergeld

der Regierung dschihüan hervorgehoben, von dem allerdings nicht feststeht, ob es der Zeit Tschinggischans (13. Jahrhundert) oder dem 14. Jahrhundert zuzuschreiben ist, da die genannte Devise zweimal vorkommt. Von den übrigen Funden seien erwähnt Gegenstände aus Bronze, Schnallen und Kleinschmuck. Sehr zahlreich sind die Funde an Pfeilspitzen und Porzellan. Vollständige Tassen mit hohem Fuß weisen auf die Sungzeit. Auch glasierte Töpferei fehlt nicht, ebensowenig Spinnwirtel, Bronzesiegel, Schlösser. Viele Fundstücke sind vom Winde bloßgelegt, während die Hausruinen sandverweht sind. Manchmal bezeichnen nur noch Strohreste, daß hier oder da ein Haus gestanden hat. Ehemals bebaute Felder lassen sich nachweisen, ebenso wie Bewässerungskanäle, die ihr Wasser dem jetzt ausgetrockneten Ostflusse entnahmen. Der floß ziemlich nach Nordosten, dahin, wo Bergman das gesuchte Gühänhai ((Chühenhai) vermutet.

Die jüngere Ansiedlung zog sich wohl nordöstlich von Charachoto um das alte Flußbett. Das würde auch zu der Anlage der Han-Ruinen stimmen, die sich an ähnlichen Stellen zu konzentrieren pflegen. Wahrscheinlich hat die Hanstadt ebenfalls am alten Flußbett gelegen, nicht aber da, wo sich die jüngeren Siedlungen befinden. Ein geräumiges Gebäude war besonders gut erhalten. Die Abfallhaufen von Handschriftenresten lassen vielleicht den Schluß zu, daß wir es mit einem Regierungsgebäude zu tun haben.

Die mageren Aufzählungen lassen nicht ahnen, was die Forschungen des bescheidenen jungen Schweden für die noch frische chinesische Archäologie bedeuten. Sie werden seinen Namen für immer mit ihrer Geschichte verknüpfen.

Theos Freund.

Von **Martha von Zobeltitz.**

Schon in ihrer Knabenzeit wunderte man sich, daß der muntere Theo und der zögernde Frank unzertrennliche Freunde waren. Es war so etwas wie das alte Feudalverhältnis zwischen ihnen. Theo schmauste im Pflaumenbaum, und Frank stand Wache, wobei ihm die grünere Hälfte der Plummen zufiel. Aus eigener Kraft hätte er eben gar keine bekommen. Oder Theo agierte auf dem Puppentheater, und Frank zog den Vorhang auf, griff zwischen den Kulissen durch, um die immer umfallende Hexe liebreich wieder aufzurichten, und beleuchtete mittels seiner Taschenlampe die Szenen, die Theo erfand. Man muß aber nicht glauben, daß Frank sich etwa unterdrückt gefühlt hätte. Er war keineswegs töricht, dachte im Gegenteil sehr präzise und führte mit Eifer die Weisheiten und Dummheiten aus, die der muntere Theo sich oft nur in Bruchstücken durch den Schädel gehen ließ, wobei er stets behauptete, daß keiner ihn so zutiefst verstünde wie Frank.

Das blieb auch weiter der Fall, nachdem die beiden die Schule verlassen und sich dem großen Leben zugewandt hatten. Die Mädels waren es gewohnt, stets Theos Freund still und freundlich neben dem munteren Jüngling auftauchen zu sehen. Er hatte bei ihnen keinen eigenen Namen, war einfach Theos Freund. Verhältnismäßig früh übernahm Theo seines Vaters kleine Fabrik, und es braucht nicht erst erwähnt zu werden, daß er für Frank sorgte, indem er ihm die langweiligen Berechnungen im Lohnbüro übertrug, obwohl es dessen Jugendtraum gewesen war, in die Großgärtnerei seines Vetters in Rio de Janeiro einzutreten, und er seit seiner Einsegnung das Reisegeld zusammensparte.

Nun mußte Theo unerwarteterweise einmal kurz vor Pfingsten eine Geschäftsreise antreten, nach einer Stadt, die nur von Personenzügen gestreift wurde, die nach dem beliebten Ausflugsgebiet hin stets überfüllt waren. In folgerichtiger Fortführung ihrer Daseinskurven bat Theo seinen Freund, doch ein Stündchen vor Abfahrt an die Ausgangsstation des Zuges am Schlesischen Bahnhof zu gehen und mit dem Billett bewaffnet einen aussichtsreichen Eckplatz zu sichern, von dem er ihn dann zu gegebener Frist und von dem ihm bequemer gelegenen Charlottenburger Bahnhof mittels Bahnsteigkarte ablösen wollte. Frank stand demgemäß zwei Stunden vor Tag auf und nahm rechtzeitig einen prominenten Platz in der Schlange vor der Sperre ein. Ein schöner Eckitz für Theo war sein Lohn. Er setzte sich behaglich hin, schloß die Augen und stellte sich vor, wie herrlich es sein müßte, an einem so schönen Tag eine Reise zu machen, und wenn es auch nur eine Geschäftsreise war, beruhigte sich aber bei dem Gedanken, daß er ja ausgiebig reisen würde, wenn er erst nach Rio fahren konnte. Noch immer legte er einen Teil seines Einkommens dafür zurück ...

Ein süßer Duft kitzelte seine Nase. Er schlug die Augen auf, sah, daß der Zug sich noch immer auf der gleichen Station befand, daß das Abteil sich mittlerweile mit Reisenden gefüllt hatte und daß sich ihm gegenüber ein appetitliches junges Mädchen mit ihrem Handkoffer abquälte. Er half, man kam ins Gespräch. Sie stand im Beruf, war selbständig und fuhr zu Verwandten über die Feiertage. Der Zug rollte ab, sie merkten es nicht. Frank war gesprächig geworden, denn er erzählte von seinem Freund, für den er diesen Platz gesichert hatte, und von dessen Vorzügen.

Sie fuhren fast erschreckt auseinander, als das Räderrollen stoppte und jemand „Frank, Frank!“ brüllend den Bahnsteig entlangraste. Frank steckte den Kopf heraus, Theo riß die Tür auf, sagte statt „danke“ nur vorwurfsvoll: „Beinah hätte ich dich nicht gefunden, du wolltest doch rausgucken! Nu aber hopp!“ und ehe Frank wußte, wie ihm geschah, stand er auf dem Bahnsteig, saß Theo auf dem Eckplatz, brauste der Zug davon.

Von dieser Reise kam Theo verlobt zurück, Frank hatte bei dem appetitlichen Mädchen gut vorgearbeitet. Er wurde ein Jahr später Pate bei dem Söhnchen des jungen Paares. Frau Marga gefiel ihm sehr. Grade so eine Frau hatte er sich immer — für Theo gewünscht, wenn er selbst endlich nach Rio ging. Ein böser Zwischenfall verwirrte die einfach sich abhaspelnden Lebensfäden des Paares und also aller drei. Theo mischte sich in die ihn nach Ansicht seiner Frau gar nichts angehenden Zeitläufte, demonstrierte in ungehöriger Weise für oder gegen irgend etwas, und entzog sich der drohenden Gerichtsverhandlung in erster Kopflosigkeit durch rasche Flucht.

Ohne Frank wäre die Situation für Marga zur Katastrophe geworden. Seine Ersparnisse retteten die Fabrik vor plötzlichem Zusammenbruch, denn Theo hatte alle erreichbaren Barmittel mitgenommen. Franks Ruhe gab auch der Frau die nötige Besonnenheit. „Wir müssen dem Jungen sein Erbe erhalten“, sagte Frank, obwohl er am liebsten alles abgewickelt und die beiden mit nach Rio genommen hätte. Aber davon sprach er nicht.

Nach drei Jahren gab es gelegentlich eines hohen Geburtstages eine Amnestie, und drei Tage darauf hörte man zum erstenmal wieder etwas von Theo. Er schrieb ganz gemütlich, er sei auf dem Heimweg und Frank möge ihn an dem und dem Tage von dem und dem Zug abholen.

Der wahrheitliebende Chronist kann nicht umhin festzustellen, daß Frank sich freute und sehr erstaunt war, als Marga trocken sagte: „Er wird den Weg auch ohne Sie finden ...“

So kam denn Theo unabgeholt in seinem neuen, an den Schultern stark auswattierten Paletot, dem amerikanischen Plüschhut und den Bulldoggstiefeln heim und öffnete die Flurtür mit seinem Schlüssel. Frankolin der Kleine suchte vor dem Fremden schreiend Schutz bei dem natürlich anwesenden Onkel Franz, und Marga ... ja Marga!

Sie verhielt sich mehr beobachtend als demonstrativ. Sie stürzte Theo keineswegs an die Brust. Sie sagte: „Lege ab, bitte!“ als wäre das nicht selbstverständlich in seiner eigenen Wohnung, und als er im späteren Verlauf des Gesprächs einmal mit angehobenen Armen sagte: „Bist du nicht glücklich, daß ich wieder da bin?“ antwortete sie: „Ja, ich bin glücklich, daß du wieder da bist, denn nun können wir uns scheiden lassen.“

Bumms!

Frank ließ vor Schreck beinah Frankolin fallen. Er hatte ein Gewissen wie Schnee im Allgäu, wenn auch Marga ihm immer noch sehr gut gefiel, und er konnte dem dräuenden Blick Theos offen begegnen. Marga sah gleichmütig auf ihre Hände, von deren einer der Trauring entfernt war. Sie nahm ihren Jungen auf den Schoß und sprach weiter: „Denkst du, eine Frau schluckt das so glatt, wie du gehandelt hast? Denkst du, ich soll mir das weiter ansehen, wie du Frank ewig zum Platzhalter machst, wie damals, und ihn einfach an die Bahn bestellst, als wäre er bloß für dich da? Ein anderer, der hätte die Gelegenheit benutzt, wie du uns hier im Stich gelassen hast, und wo ich doch weiß, wie gern er mich gehabt hat immer schon, schon von dem ersten Tag vor Pfingsten an. Aber du hast ihn ja nie und nie zu was kommen lassen, deinen Freund. Jetzt soll er zu was kommen. Wenn wir geschieden sind, gehe ich mit Frankolin und ihm nach Rio. Das hat er für seine Treue verdient. Fülle dir deine Lohntüten selbst.“ Sie ging hoheitsvoll hinaus, den brüllenden Frankolin nach sich ziehend.

Frank blieb grenzenlos geniert sitzen.

„So also ist der Dank für alles, was ich für dich getan habe, in einer lebenslangen Freundschaft!“ sprach Theo bitter und tief gekränkt, und verließ ebenfalls den Raum. Er beabsichtigte, im Hotel zu übernachten.

Als dritter verschwand Frank. Das Zimmer stand leer.

Am nächsten Morgen brachte die Post einen Brief in Franks Handschrift, und weil er an Theo gerichtet war, erbrach ihn Marga sofort. Sie las:

„Lieber Freund, ich bin unterwegs nach Rio, Marga hat mich einen ewigen Platzhalter genannt. Sie hat recht. Sie hatte immer recht, auch als sie dich nahm. Ich war tapfer für dich und bin feig vor dem eigenen Glück. Du hast mir nichts zu verzeihen, und wenn ich fort bin, verzeiht Marga dir ...“

Hier ließ Marga träumerisch den Brief sinken und holte still ihren Trauring wieder aus der Kommode.

Welche Lieder wurden am meisten vertont?

Goethe und Lenau an der Spitze.

Statistische Betrachtungen von Dr. **Fritz Stege.**

Die Frage nach der Bevorzugung komponierbarer Liedertexte beantwortet ein kleiner, wenig beachteter Raum der Preußischen Staatsbibliothek. Eine ganze Wandlänge beanspruchen die Kartotheken, in denen jedes bisher vertonte Gedicht mit Angabe der Komponisten alphabetisch nach dem Verfasser geordnet verzeichnet ist. Wir fragen nach Goethe, und die freundliche Bibliothekarin stellt uns vier Kästen mit etwa 3700 Karten hin. Fast viertausend Mal hat ein Goethescher Text einen Komponisten zur Vertonung angeregt! Zahlreiche Gedichte wurden natürlich vielfach in Musik gesetzt. Am begehrtesten sind „Der du von dem Himmel bist“ sowie „Über allen Gipfeln ist Ruh“. Beide Texte wurden von rund 150 verschiedenen Tonsetzern komponiert. Es folgen „Ich ging im Walde so für mich hin“ mit 84 Vertonungen, „Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer“ mit 80, „Kennst du das Land“ mit etwa 79 musikalischen Fassungen. Weitere bekannte Goethe-Gedichte wie „Sah ein Knab ein Röslein steh'n“ oder „Nur wer die Sehnsucht kennt“ haben „nur“ 58, bezw. 51 Liebhaber gefunden. „Freudvoll und leidvoll“ ist etwa dreißigmal komponiert.

Unter allen Klassikern steht Goethe an der Spitze der Liedvertonungen. Aber im Vergleich zur Gesamtzahl der von einem Dichter geschaffenen Poesien erfreut sich Nikolaus Lenau eines nicht minder regen Interesses in der Musikerwelt. Er ist gegen fünfhundertmal in Musik gesetzt, und sein begehrtestes Gedicht „Weil auf mir, du dunkles Auge“ hat fast hundert Komponisten gefunden, unter denen R. Franz, Fr. Gernsheim, H. Goetz, K. Kreutzer, K. Loewe, Meyer-Helmund, Rubinstein, E. E. Taubert, H. Suter, F. Weingartner und F. von Woyrsch die bekanntesten sein mögen.

Von den neueren Lyrikern steht Cäsar Flaischlen im Vordergrund mit fast dreihundert Liedkompositionen, darunter „Hab Sonne im Herzen“ mit rund 80 verschiedenen Fassungen. Zu den namhaftesten Flaischlen-Komponisten zählen Josef Haas, Hans Gal, Hugo Kaun, Knappertsbusch. Unter den Dichtungen Rainer Maria Rilkes befinden sich keine besonders bevorzugten Texte. Die 240 nachweisbaren Vertonungen verteilen sich ziemlich gleichmäßig über seine Schöpfungen, unter denen einige sechs- bis achtmal komponiert wurden. Anton Webern, Jos. Marx, Ernst Toch, H. Gal, A. Schönberg, Paul Hindemith, H. Wunsch u. a. haben ihnen ein musikalisches Gewand verliehen. Und als letzte Stichprobe sei der Dichter Max Dauthendey ausgewählt, dessen Name in der Karthothek über hundertmal vertreten ist. Seine bekanntesten musikalischen Ausdeuter sind P. Graener, Scheinpflug, H. Thiessen, M. Gurlitt, H. Schalit, H. Zilcher, F. E. Koch, L. Windsperger und viele andere mehr.

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.